

23. Jahrgang

Heft 10

1910-11

Immergrün

Illustrierte
Familien-Zeitschrift

Preis per Jahrgang
bei franko-Zulassung für Oesterreich-Ungarn 4 K.
für Deutschland 4 M.

Druck und Verlag der Buchdruckerei Ambt, Oplitz, Warnsdorf.
Redaktion von Josef Gütler, Warnsdorf.

Inhalts-Verzeichnis des Heftes Nr. 10

Gedichte.	Seite	Apologetisches.	Seite
Schriftstellerpech. Von F. Bergmann	590	Unzerstörbar!	620
Rosenschicksal. Von Anna v. Zedersfeld	606	Religion ist Privatsache	621
Sehnen. Von F. R.	616	Die Kulturfortschritte in Belgien	622
Erzählungen.			
Aus Sturmeszeit. Roman von Hermann Hirschfeld. (Fortsetzung)	577	Für jeden etwas.	
Aus dem Leben einer Irländerin	611	Sammelmappe	632
Wie das Böhmerweiblein strittig geworden	618	Zu unseren Bildern	635
Aufsätze für Unterhaltung und Belehrung.			
Einiges über Albanien	590	Positive Arbeit	637
Pilgers Freud und Leid. Reisekizzen von Hans von Seeheim (Schluß)	592	Literatur	637
Einige interessante eigenhändige Schreiben an Franz Isidor Proschko	595	Briefkasten	638
Das größte Denkmäl der Welt	600	Gemeinnütziges	639
Eine internationale unabhängige Depeschen-Agentur Franz Herrmann. Ein Lehrerbildner. Von Dr. M. Friedrich von Maasburg	603	Allerlei Wahrheiten	639
Moderne Blindenfürsorge	608	Erprobte Kochrezepte	640
Karl Linné	614	Humoristisches	640
P. Julius Vaudisch †	616	Knacknüsse	640
Der Krönungsthron und die königlichen Brunkstücke von England	623	Illustrationen.	
Das alte Spiel	625	Eine Kula, albanisches Steinhaus im Gebirge	577
„Große Kinder, große Sorgen“	627	Albanische Mädchen des katholischen Miriditenklam- mes in Stutari	581
Die Lage des Papstes im heutigen Italien	628	Sourdes: Basilika	585
Die Tiefbohrtechnik im Dienste der Wissenschaft	630	„ Statue vor der Rosenkranzkirche	589
		„ Mosaikbild in der Rosenkranzkirche	593
		Denkmäl Viktor Emanuel II. von Italien	601
		Zweig des Kaffeebaumes	605
		Freudige Nachricht	609
		Der Reis	613
		Der unermüdlige Presseapostel P. Julius Vau- disch CSSR. †	617
		Fang von Schildkröten	625
		Frühlingstag in Drotava (Teneriffa) Von Alfr. Bachmann	633

Buchhandlung Ambr. Opitz

Warnsdorf (Deutschböhmen).

Reichhaltiges Lager von

Büchern aus allen Gebieten der Literatur:

Prachtwerke - Klassiker - Romane - Reise- und Kursbücher

Bilderbücher ■ Jugendschriften

Großes Lager neuer und alter **Musikalien.**

Bestellungen auf alle in- und ausländischen Zeitschriften und
Lieferungswerke.

==== **Einrichtung von vollständigen Bibliotheken.** ====

:: Bücher- und Preis-Verzeichnisse gern umsonst und postfrei! ::



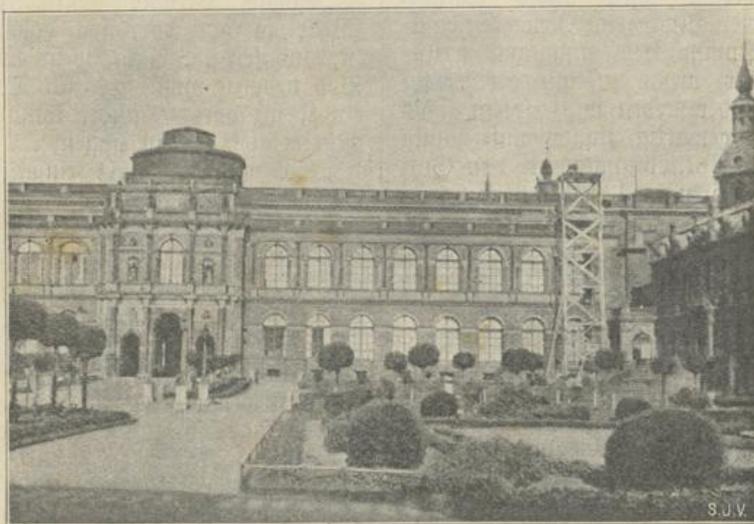
Zu stillen Höhen.

Roman von Anton Schott.

(Fortsetzung.)

8.
In der Nacht ist ein Gewitter niedergegangen über den Wald, und in der Frühe ist die Luft so rein und klar, daß man vom Tale aus fast jeden Felsblock und sogar fast jedes Stücklein Vieh sehen kann auf den Höhen des Luckenberges, und jedes Dörflein, jedes weißgetünchte

Haus weit, weit draußen in den Fernen. Im Grase der Wiesen und Raine hängen und zittern die letzten Regentropfen und schillern und gleißen im Scheine der Morgensonne wie eitel Diamantgestein, und im Walde platschen sie aus dem Geäste zu Boden, auf den steinigen Waldweg oder in den nassen Bürstlingrasen.



Die Dresdener Gemäldegalerie (von der Hofseite).
Amateuraußn. von J. Gärtler. (Text auf Seite 242.)

Ein eigentümlich würziger, ja fast scharfer Duft steigt aus dem Erdboden, aus dem Gegrase und aus dem Walde und dehnt und weitet die Brust und die Lungen. Von da und dorthier hört man Glockengeläute, und auf den Wegen dahin ziehen die Kirchgänger, einzeln, zu zweien oder in kleinen Gruppen, wie sie halt

gerade der Weg und der Zufall zusammen führen.

Weg und Zufall! Ja, diese zwei Kunden haben schon oftmals zwei zusammengeführt, von denen sich's niemand gedacht hätte, daß sie je zusammenkämen, und sie haben auch auf Kreuzwege geführt, wo eins mitunter langmüchtig hat sinnen

müssen, soll es da oder dorthin gehen, und hat es nachher den rechten Weg, oder nicht, wenn es sich vom andern getrennt. Aber auf dem Kirchenwege geht es nicht um solche Tragweiten. Eins kommt vom Dorfe herauf, und das andere findet sich von den in den Hängen verstreuten Höfen hinzu, oder umgekehrt, und das Ziel ist die Kirche im Gicht drüben. Es kommt auch vor, daß eins von rechts kommt, und das andere von links, und es kommt vor, daß zwei zusammenkommen, die ja . . . gar nicht zusammenkommen sollten. Ist eine Torheit, aber . . . vorkommen kann es, und vorkommen tut es.

Des Kohlstaters Peter und des Steineters Kathl! Die Alten sind aufeinander wie recht bissige Köter, die einander beständig anknurren und einander zwicken und bissen, wo sie können, und . . . die Jungen führt eben der Zufall, oder etwas anderes zusammen.

„Jetzt kriegen wir einen neuen Stierhüter?“ redet der Peter von ungefähr, als ihm gerade sonst nichts einfällt. Sonst weiß er allweg eine Menge Schnecksen und Dummheiten und auch ernste Sachen, aber wenn er mit der Kathl reden soll, oder reden will, spekt sich's immer ganz gewaltig, und er muß häufig irgend einen Anknüpfungspunkt von Gott weiß woher holen.

„So —“ meint die Kathl darauf, „w n denn?“

„Eurem Inmann seinen Bruder, den Hager-Wölfel.“

„Ja, der ist ja gar nicht hier.“

„Tut nichts; er kommt. Der Vater ist unlängst in der Stadt gewesen und hat ihn dazu beredet.“

„In . . . der Stadt? Ja, was . . . ist er da eigens um den Wölfel hin?“

„Ah, woher denn? We en seinen Prozeßsachen ist er wieder fortgewesen. Ein Unsinn!“

„Das ist ja wohl ein Unsinn,“ bestätigt die Kathl hastig, und seufzt nachher tief und hart auf. „Wie schön ist's all' die vielen Jahre her gewesen, und jetzt reißt es nimmer ab, gar nimmer. Seit die Mutter . . .“

„Und gelt, was haben denn wir dafür ekommt, wenn das Kreuz umfällt, und wenn deine Mutter gerade vorübergeht, wie das Wetter einschlägt und das Kreuz

umwirft? Aber . . . es reißt gar nimmer ab, mein ich.“

„Ich zähl' halt auch,“ fürchtet die Kathl und seufzt wieder einmal. „Da müßt' schon gerade etwas Außergewöhnliches, etwas wie ein Wunder geschehen . . . Sollte man wohl meinen, daß ein Kreuz solchen Unfrieden stiften könnte?“

„Glauben sollt' man es eh' nicht, aber es ist halt so. Mir kommt's nie anders vor, als wenn es der Gankerl*) umgeworfen hätte, um die Feindschaft stiften zu können, gar nicht anders. Wie schön wär' es jetzt, wenn alles gut wäre, und . . . wenn ich hier und da zu euch kommen dürfte, und wenn wir uns das Zeitel für ein paar Worte nicht immer gerade erstehlen müßten, gerade erstehlen!“

„Man kann es eh' nicht anders nennen,“ gibt sie ihm recht. „Und . . . hörst, stellt denn dein Vater nicht wieder ein Kreuz hin an den Ort?“

„Mir scheint, das fällt ihm nimmer ein.“

„Schade darum! Mir kommt die Stelle so öde vor, seit das Kreuz weg ist, und seit . . . Ja, wenn eins so einen Tod nehmen muß, so einen Tod! Wenn ein Kreuz dorten stände, könnten wir ein Martertafel daran nageln . . .“

„So muß ich halt einmal mit dem Vater darüber reden,“ verspricht er, um ihrem Wunsche entgegenzukommen. „Etwan folgt er mir; aber er darf nichts erraten, sonst tut er es überhaupt und schon aus lauter Troß nicht.“

„Ja, sei so gut! Vielleicht wird wieder einmal ein Fried, wenn wieder ein Kreuz steht an dem Orte; ist eh' der Unfrieden nur so lange, als keines mehr dort ist.“

So reden und schwagen sie dahin, bis sie gen das Gicht hinunterkommen und von wegen der Leute auseinander müssen. Es hat's nicht not, daß sie jemand mitsammen gehen sieht. Es könnte leicht etwas geredet werden, und eine solche Rede den Weg in einen der feindlichen Höfe finden.

Zu Mittag aber rückt der Peter mit seiner Borrede schön stückweise heraus, als sie bei Tische sitzen.

„Heut' hab' ich wieder einmal reden

*) Euphemismus für Teufel.

hören über unser Wegkreuz," fängt er an. "Die Leute gehen es irr*), sagen sie, weil sie es schon so und so lange und von Jugend auf gewohnt sind. Stellt wieder eins auf, Vater, daß der Schwaz aufhört!"

"Könnst' mir einfallen!" lacht der Kohlstatler hart heraus. "Daß es wieder einmal umfallet' und wieder etwen erschlaget', und daß nachher wieder . . . So eine Dummheit könnst' mir auch noch einfallen."

"Stell' ein eisernes hin! Das fault und morscht nicht, und . . ."

"Gib mir einen Fried' mit dem Schwaz!" gebietet er unwillig; aber der Peter kehrt sich nicht daran.

"Gerade dem Steineter tät' ich es zum Truze," rät er. "Gerade daß er sieht, daß . . . daß Ihr Euch nicht von ihm behindern laffet, und daß Ihr Euch allweil noch das Recht nehmet, ein Kreuz hinzustellen, wo ehzeit eins gestanden. Am Ende ärgerte er sich recht."

"Sel könnst' wohl sein," mutmaßt auch der Kohlstatler und schaut die Geschichte von einer anderen Seite an. "Am Ende überleg' ich mir's noch."

Und am nächsten Sonntag geht er richtig ins Städtlein hinaus und fragt beim Eisenjuden nach den Größenverhältnissen der Eisenkreuze und nach den Preisen. Ist etwas Spassiges, wenn einer zum Juden gehen muß, wenn er ein Kreuz kaufen will, aber mancherorts steht es nicht anders. Der Jude hat alles und jegliches Geschäft in der Hand, ein christlicher Kaufmann kann daneben nicht aufkommen, und so muß man auch ein Kreuz beim Juden kaufen, so es eins braucht oder haben will. Aber die Sache käme doch ein bißel hoch. Der Jude hat nichts billiges, und bei einem Kreuze will er zumindest hundert Prozent verdienen. Und wo kommt da so ein Stück hin? Der Sockelstein müßte bis aus dem Unterlande heraufgeführt werden und käme wahrscheinlich auch auf ein rechtschaffen Stück Geld. Nein, das steht nicht dafür, selbst wenn sich der Steineter krank ärgern würde darob. So eine Sach' läßt einer bleiben.

*) Irre gehen oder irreehen — vermissen, entbehren

"Habt Ihr eins gekauft?" fragt der Peter neugierig, als sein Vater heimkommt; doch der tut nur ein paar Brummer.

"Ich hab' das Geld nicht, daß ich es händevoll hinauswerfe," knurrt er. "Sollen die Leute reden, was sie wollen, ich stelle keins mehr auf."

"So stellt doch wieder ein hölzernes hin!" rät der Peter weiter. "Bis das morsch wird und umfällt, lebt von uns wir keiner mehr."

"Könnst' mir einfallen, daß ich einem Enkel oder sonst einem Nachkommenden so ein Kreuz auf den Buckel binde, wie ich jetzt eins zu tragen habe. Nicht fertig werden und nicht auch!" —

Am nächsten Sonntage trifft sich's wohl nicht, daß sich der Peter und die Kathl auf dem Wege zur Kirche zusammenfinden, aber es "schießt" sich, daß sie auf dem Heimwege ganz von ungefähr zusammenkommen, und sie erkundigt sich gleich danach, wie es mit dem Kreuze werden dürfte.

"Geht nicht recht zusammen," bescheidet der Peter. "Ein Holzkreuz will er nimmer hinstellen, und ein eisernes kommt ihm zu teuer."

"Sind denn diese Eisenkreuze so teuer?"
"Kann eh' sein; abgeschreckt hat ihm's der Jude mit dem Preise."

"Und der Vater ist auch nicht zu überreden dazu, daß er etwas aufstellt', ein Kreuz oder ein Marterl. Dickhädel sind sie, einer wie der andere."

"Das wird der rechte Nam' sein, und . . . hörst, ich seh' mir kein End' heraus. Einmal würd' es doch sein müssen, daß wir heiraten sollten, du oder ich. Bei mir wär' es nicht so . . . so notwendig. Sind noch Buben da, die den Hof nehmen können, aber du bist die einzige, und wenn es einmal heißt: übernehmen! was wirst nachher tun? Von deinem Vater aus darfst mich nicht heiraten, und von meinen Leuten darf auch ich nicht."

"Wer kann mich zum Heiraten zwingen?" erklärt die Kathl truzig. "Wenn ich nicht mag, so mag ich halt nicht. Aber weißt, etwas ganz anderes wär' es, wenn diese sündhafte Feindschaft einmal wieder zu Ende wär'."

"Schaut nicht darnach her," zweifelt

der Peter. „Wenn sie nicht ins Prozeffen gekommen wären, nachher wäre es vielleicht wieder wie früher, aber so . . . Du, ich gebe kein rechtes Ziel. Einmal verliert der, und einmal der andere, und das heißt jeden, bis er wieder einen Haken gefunden, an den sich ein neuer Prozeß hängt. Und kein Reden hilft und keine Vorstellungen. Wie zwei stöbige Schafböcke dünken mich die zwei Stunden.“

„Weißt was?“ dehnt sie dann langsam und sinnend heraus. „Wir zwei lassen das Kreuz wieder aufstellen, wenn Frieden und Einigkeit wieder einkehrten bei uns heroben.“

„Meinst . . . sagst du . . .“ gibt er zu bedenken. „Wenn wir nur dürfen.“

„Wenn etwas schlan genug angestiftet wird, geht alles,“ hofft sie. „Tun wir halt jedes ein paar Gulden zusammensparen, und . . . das andere muß sich nachher alles dazufinden. Ich hoffe schon, daß es sich wird machen lassen.“

„Wenn es ginge, recht wär' es mir . . .“

9.

Ein schwüler Spätsommertag ist zur Mitternacht gegangen, und ein schwüler Abend ist an seine Stelle gezogen. Kein Büßchen regt und rührt sich, männiglich beschleicht unwillkürlich das Gefühl, als steckte es in einem Backofen, und als drückte das Düstere des Abends noch schwerer denn die Strahlen des Tagesgestirnes.

Am sich allmählich unnachtenden Himmel tauchen einige Sterne auf, matt und auch fast müde und träge, und über den Schleiferberg hin, dem allgemein bekannten und gefürchteten Wetterloche des Tales, schiebt sich lohlrabenschwarzes Gewölke empor in das Dunkel des Firmamentes, und von Zeit zu Zeit zuckt darin ein helles, grelles Leuchten.

Ist kein Wunder, wenn der Abend und die Nacht etwas bringen, daß die Schwüle und Hitze des Tages ausgebrütet haben.

In der Stierhüterhütte auf dem Luckenberge oben sitzt der Wölfel auf einer Moosbank unter dem weitaufladenden Dachüberschusse und schaut halb sinnend, halb vor sich hinträumend hinaus in die werdende Nacht und hinüber gen das Wettergewölke hinter dem Schleiferberge.

Trotzdem er sich nicht regt und nicht rührt, drückt die Schwüle den Schweiß aus allen seinen Poren, und alle Augenblicke muß er sich mit der Hand oder auch mit dem Hemdärmel über Gesicht und Stirne fahren, um die sich zu rinnenden Bächlein zusammengesellenden Schweißtropfen daraus zu wischen.

Wenn das Wetter so wird, wie die Hitze und Schwüle, in der es gebacken wurde, nachher Gnade Gott, wo es sich entleert! Die Leute haben nichts zu lachen, deren Häuser und Gründe ihm in den Wurf kommen . . . Er . . . ja, was kann es ihm anhaben? Nichts, gar nichts. Ihm verschwemmt und verfließt es keinen Grund, ihm schlägt es keine Feldfrucht nieder, und ihm kann es an der Hütte nichts schaden. Eine vielhundert Jahre alte Schirmsichte breitet die steinharten, knorrigen Aeste schirmend über sein Dachel, weiter hinten strebt ein blanker, rubingespickter Felsen empor und fängt jeden Himmelslichter (Blitz) auf, der es auf das Hüttlein abgesehen hätte, und . . . ja sonst kann es seinetwegen tun, was es will — ihn rührt es nicht.

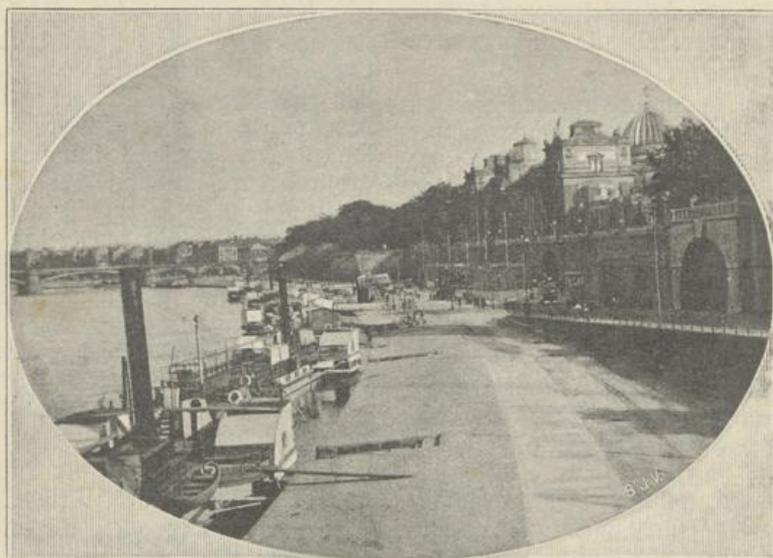
Muß ein Glückstag gewesen sein in seinem Kalender, derselbe Tag, an dem der Prozeßgeier den Kohlstatler in die Stadt und ihm in den Wurf geführt. Wie ein Freiherr lebt er da heroben auf den Höhen des Luckenberges, wie ein Fürst, wie . . . ein König, könnt' eins schier sagen. Ja, gar nicht viel anders. Was unter ihm liegt und vorgeht, auf dem „gemeinen Erdboden“ unten, das rührt und kümmert ihn alles nichts, gar nichts; er ist weit, weit darüber hinaus, und ist gewissermaßen der unumschränkte Herr und Herrscher auf den sonnigen Höhen. Er hat seine eigene Herdstatt und kann sich kochen, was er will, ohne fürchten zu müssen, daß ihn jemand vergifte, wie solches, dem Hören nach, nicht jeder Herrscher behaupten kann; er hat sich einen Tisch gezimmert aus alten Brettern, die ihm der Grillecker gegeben, hat sich einen Stuhl gemacht aus einem breiten Stockabschnitte, und eine Bettstatt zusammengebohrt und zusammengekeilt aus dünnen Baumstämmchen, und er hat eine dicke Lage trockenen Mooses darinnen, auf der er besser und geruhiger schläft, wie mancher steinreiche und großmächtige

Herr auf den ausgeklauhtesten Federdaunen.

Vor dem Hüttel draußen rinnt ein klarer Bronnen und . . . ja, was braucht denn einer mehr? Mehl, Schmalz, Salz und Brot trägt er sich aus dem Tale herauf, und das andere hat er alles heroben, die Ruhe, den Frieden und so etwas, das die Leute gemeinlich als Glück ansprechen.

Nein, nicht einmal mit einem Könige tauschte er. Wenn heut' oder morgen einer käme und ihm den Tausch anböte — nicht um alles, nicht um wer weiß was! In der Stadt draußen hat hier

und da so mancher geredet, auch ein König oder ein Kaiser sei mehr oder weniger ein Sklave des herrschenden Hofbrauches und seiner nächsten Einflüsterer. Er irrt niemanden und er hat keinen offenen und keinen geheimen Feind zu fürchten, und über wen er zu herrschen hat, die folgen ihm: die Ochsen, Stiere und das Galtvieh, das er zu hüten hat. Sie folgen zumeist auf den Ruf, sind für jede kleine Aufmerksamkeit erkenntlich in ihrer Art, und ein oder der andere Unband und Eigenstinn, der sich auch in einer Stierherde finden kann, nimmt es nicht allzukrumm, wenn er einmal mit der



Die Brühl'sche Terrasse in Dresden. (Zert auf Seite 242.)

Amateuraufnahme von J. Gärtler.

Beitsche eine über das Fell gelegt bekommt. Die Vieher halten sich die letzte Zeit hübsch nahe in einer Herde beisammen, kennen eins das andere am Geläute, und wenn er, der Wölfel, einmal ruft, oder mit der Beitsche ein paar Male knallt, kommen sie gemächlich herbeigetrottet und sammeln sich zur Mittagskraft oder zur Abendruhe um das qualmende Feuer. Ja, mit den Dingen ist ganz gut auszukommen, viel leichter, wie mit den Leuten oftmals, die sich doch für vernünftig und für verständig halten.

So ein Bandel, wenn er als Herde beisammen hätte, wie . . . wie er es zum

Beispiel in der Stadt draußen kennen gelernt hat, und mit dem er selbst gelaufen, du lieber Herrgott, da könnt' er wohl auch auf den Höhen des Luckenberges sein helles Kreuz haben. So ein . . . Mist, möchte er heute fast sagen. Und doch: hat er ein Recht zu solchem Urteil? Ist er nicht selbst in diesem — Mist gesteckt, wie ein Strohhalbm neben dem andern in einem Düngerhaufen, und hätte es nicht sein können, daß er noch tiefer und immer tiefer hineingeraten?

Ihn hat der Aerger über die Falschheit und Schlechtigkeit der Menschen leicht und leichtsinnig gemacht; weiß er, was

andere zum Sinken getrieben? Wenn ein Trumm Holz im Schlamm und Sumpfe liegt, weiß eins, wie es hineingefallen, oder wer es hineingestoßen? Viegen sieht es wohl jeder, der vorbeigeht.

So weit hat ihn das Sinnen und Grübeln in der Einsamkeit der Bergeshöhe schon gehoben, daß er sich solche Gedanken zusammenreimt, und daß er die Menschheit nimmer für gar so schlecht und verworfen anschaut, wie hübsch eine lange Zeit hindurch. Alles vernarben und verheilen Zeit und Verhältnisse, selbst auch einen derartigen Riß, wie dem Wölfel einer durch Brust und Herz gefahren, wenn auch immer eine kleinere oder größere Narbe bleibt, die bei Wetterwechsel oder unter recht starkem Drucke zu schmerzen beginnt.

Na, die Geschichte scheint nicht übel zu werden. Es sackelt und leuchtet immer ärger, und oftmals sogar in einem Zuge dahin, als könnt' es gar nimmer abreißen. . . . Und wie das Mückengestindel trotz der zunehmenden Dunkelheit noch allweil sticht und beißt! Auch dem Vieh läßt es keine Ruhe, wie es scheint, und wie nach dem allweil herüberklingenden heftigen Schellengeklimper zu urteilen ist. Da legt er noch ein paar Trümmer Holz nach und einige buschige Fichtenäste, daß etwas Rauch entsteht, der die Quälgeister verscheucht.

Er steht auf, geht zur Hürde hinüber und legt dem Feuer nach. Dann setzt er sich wieder auf die Rasenbank vor der Hütte und schaut dem aufsteigenden Wetter zu, bis es sich anderswohin verzogen. Ist manchmal mit dem Wetter so, wie mit vielem anderen; es wird nicht so, wie es eins verhofft und meint. Na, seinetwegen auch; es ist gescheidter, wenn nichts daherkommt, trotzdem eine kleine Abkühlung auch nichts schadete.

Er begibt sich zur Ruhe und schläft auf seiner Moosshütte ruhiger, als wer weiß was für ein mächtig großer Herr; aber nach einiger Zeit da weckt ihn dumpfes Grollen. — Gibt's doch noch ein Wetter? Und es scheint dem Donnern nach schon hübsch nahe zu sein. . . . Ah, was! Ihn hindert es in nichts, ihm macht es keinen Schaden, und ihn irrt es nicht; er bleibt ruhig liegen. . . . Nein, das geht nicht. Auf muß er! In der

Hürde hat er spät noch aufs Lagerfeuer gelegt; es mag wohl noch hübsch eine Glut vorhanden sein, und wenn ein jäher Wind kommt, stört er sie auf, und wenn schon sonst kein Schaden dadurch gestiftet werden kann, so könnte es vorkommen, daß der Wind irgend einem Häuter aus der Herde ein Stücklein Glut in den Pelz weht und diesen versenat oder gar wund brennt — und so ein Vieh wird nachher ungebärdig und wild und bringt einen Morbsaufruhr in die ganze Herde. So steht er denn auf und geht zur Hürde hinaus.

Rabenschwarze Finsternis hüllt Berg und Tal ein, und nur von der Morgenseite her lugen noch einige Sternlein vom nachtschwarzen Himmel. Unheimliche Stille und Schwüle lastet über den Höhen, und von Zeit zu Zeit zuckt und leuchtet es in dem lohlrabenschwarzen Gewölke, und das Hallen des Donners brummt tief und grollend durch die nächtliche Stille. Ein Zeitlein steht er so und schaut, und eine eigentümliche Freude umschleicht sein Herz, wie ein schüchternes Kange. Er hat nichts zu fürchten und sich um nichts bange sein zu lassen, so kann er die schauerliche Schöne des heranziehenden Wetters genießen, wie etwa in der Stadt eine Weltkomödie, für die aber allemal zwei Sechser zu zahlen gewesen.

Als er den Gadem der Hürde öffnet und die Vieher seinen Tritt vernehmen, wird es lebendig; auch ein Rindvieh fen es, wenn etwas los ist in den Lüfte und die ganze Herde drückt sich furchtsamstille hinter ein Büschel weit- und dichtästiger Fichten; aber als die Tiere den ihnen allen bekannten Hirten erkennen, löst sich der Knäuel, und eins um das anderere tritt heran, gleichsam Schutz zu suchen bei dem ihnen wahrscheinlich als höhers Wesen erscheinenden Menschen. Schellengeklimper hallt hinaus in die Stille der Wetternacht, laut und schrill hindurch zwischen dem dumpfen Brummen des Donners.

„So, ihr fürchtet euch auch?“ wundert er sich. „Wozu denn, ihr. . . . ihr Rindvieher? Würde doch ganz Wurft sein, ob euch der Metzger erschlagt oder der Himmlichtfer. Schaut nur, daß ihr wieder in euer Geläger kommt! — Ho! Ho! Na, wirds?“ Und er teilt nur gleich

mit der bloßen Hand ein paar Schläge aus unter die zunächst stehenden. „Marsch! Ho! Ho! . . .“

Dann geht er zum Lagerfeuer, stört die meiste Glut auseinander und wirft eine große, flache Steinplatte darauf, damit der Sturmwind nichts mehr heben kann davon.

Was ist denn das? Schreit da noch eine Nachtteufel' oder schreit — ein Mensch?

Ein Weilschen steht und horcht er. Eine Nachtteufel' wenn es ist, die kommt herzu, nachdem sie das Licht des Gluthausens gesehen; und ein Mensch . . . ja, wer hätte denn zu solcher Zeit etwas zu suchen auf den Höhen des Lutzenberges? Daß sich einer verirrt hätte? Daß einem — etwas zugestoßen wäre? Er verläßt die Hürde, legt vor den Gadem eine feste Birkenrinde und geht ein Strecklein abseits, um sich von dem Geplumper der Schellen nicht im Hören beeinträchtigen zu lassen.

„Ho — o!“ ruft er dann hinaus in die Nacht, so laut er kann. Wenn ein Mensch um die Wege ist, der wird sich schon melden.

Und richtig; es meldet sich etwer, aber nur, wie wenn ein kleiner Ränge sich halb von Kräften geschrien und nur mehr ein bißchen zu meckern vermag. Aber wer ist es, wo steckt der Kerl, und was ist es mit ihm? . . . Eine Waiz (Hexe)? Ah was! Waiz hin oder her! Wer in der Wetternacht hinauswinkelt in die stockdunkle Finsternis, dem muß etwas fehlen, sei es dies oder jenes, oder wäre es ein Mensch oder eine Waiz. Und er sprach*) jedwedes Wesen, das sich ihm zeigt, sei es dies oder das, und wäre es selbst der Leibhaftige, wenn er nur einmal wüßte, wo er steckt.

„Ho — o!“ ruft er wieder über die Hänge hinaus. „So melde Dich, Teufel, wer Du bist, wenn d' etwas willst von einem!“

„Da . . . hier . . .“

Ein greller Blitz zuckt durch das Gewölke, und das Wiederleuchten desselben fährt durch die ganzen Wetterwolken, und im Lichtscheine bemerkt er etwa einen Büchenschuß weiter drüben einen Menschen, oder wenigstens ein menschenähn-

liches Wesen. Er merkt sich den Ort und feuert in der auf den Blitz folgenden Finsternis der Richtung zu.

„Wo bist? — Wo bist?“ schreit er wieder, als der Donner verhallt, und die Stimme meldet sich wieder. So geht es ein Weilschen, bis er so nahe hinkommt, daß er überlings einmal an das Wesen anprallt und es über den Haufen rennt.

„Wer bist denn? Wo liegt denn . . . Aha! da bist,“ atmet er schier auf, als ein neuer Blitzstrahl die Hänge der Bergkuppe mit grellem Lichte umzuckt, und er gewahrt, daß er es wirklich mit einem leibhaftigen Menschen, mit einem Männerleut zu tun hat. „Auf!“ Und er langt nach ihm und reißt ihn vom Boden empor.

„Helfen Sie mir in irgend eine Wohnung!“ stöhnt der Mensch.

„In so einer bist bald . . . aber, wer bist denn, und wie kommst denn um diese Zeit auf die Höhen des Lutzenberges?“

„Ich bin der Professor Tippmann aus Breslau und bin unter die Räuber gefallen . . .“

„Ja, was denn sonst!“ lacht der Wölffel hell auf. „Unter die Räuber? Am Lutzenberge gibt es Räuber! Das erzähl' Deinen Schulbuben, wenn d' wirklich welche hast?“

„Aber ganz bestimmt,“ versichert das Männchen. „Ist's noch weit bis in Ihre Wohnung?“

„Gleich sind wir dort und . . . Zeit haben wir weiter auch schon,“ bedeutet er, als die ersten Windstöße an die Hänge prallen, und da und dort ein schwerer Regentropfen niederklatscht. „Eil' Dich ein bißel!“

„Ich kann nimmer.“

So faßt er ihn denn unter den Armen um den Leib und zieht ihn hastig mit sich fort, in die Stierhüterhütte. Und es ist auch Zeit, daß sie das schützende Dach erreicht haben, denn kaum klinkt die Türe hinter ihnen ein, schüttet es den Regen herunter wie aus Gießemern.

„Wart', jetzt werd' ich ein Feuer machen, daß wir einer den andern sehen können. Halte Dich derweilen still, daß Du nirgends anrennst!“ rät und mahnt er. Aber kaum brennt die erste Lohe auf der Herdstatt empor, stößt das Männchen einen gellen Schrei aus. Im Scheine

*) Ansprechen, besonders etwa einen Geist.

des Feuers erkennt es die ganz ungewöhnliche Einrichtung und Ausstattung der Hütte, und es wähnt nicht anders, als daß es geradewegs in die Höhle der Räuber geraten.

„Gütiger Himmel! Da bin ich ja direkt . . .“

„Beim Stierhüter bist am Lutzenberg,“ erklärt der Wölfel. „Da fehlt Dir so weit nichts mehr . . . aber seid Ihr doch wirklich ein Professor?“ fragt er nach einigen Augenblicken, auch die Anekdote wechselnd, während denen er das alte, schwächliche Männchen zweifelnd und mißtrauisch betrachtet.

„Ganz bestimmt: Professor Lippmann aus Breslau.“

„Ja, und . . .“

„Und bin unter die Räuber gefallen. Eigentlich hab ich nur einen flüchtig gesehen, der mich mit einer wuchtigen Keule niedergestreckt; aber als ich wieder zu mir selbst gekommen, waren sie verschwunden, und mit ihnen mein Geld, meine Uhr, all' meine Habe. Und so bin ich aufgestanden und herumgeirrt in der graulichen Nacht.“

„Geh!“ macht es der Wölfel ganz ungläubig. „Gesinde gibt es auf der ganzen Welt, und bei uns auch, aber . . . Räuber?! Hörst, Räuber gibt es bei uns nicht.“

„So überzeugen Sie sich selbst! Greifen Sie meinen Kopf an!“

Und der Wölfel überzeugt sich und findet, daß auf dem Kopfe des Männchens wirklich eine fast kinderfaustgroße Beule sich befindet, und daß selbst die Haut aufgeschlagen ist.

„Meiner Sech's!“ wundert und staunt er. „Und kennst hast ihn . . . kennst habt Ihr den Lumpen nicht?“

„Ja, woher denn? Ganz plötzlich tauchte vor mir ein ganz herabgekommener Kerl auf, und ehe ich ihm ausweichen konnte, war das Unheil fertig.“

„Aus unserer Gegend kann das keiner gewesen sein,“ urteilt der Wölfel. „Aber ist es, wie es ist. Jetzt zieht Ihr Euch aus und legt Euch nieder, und ich bind' Euch einen kalten Umschlag um den Kopf, damit die Geschichte wieder . . . auf gleichen Fuß kommt.“

„Wer sind Sie . . . Mann?“

„Ich hab' es Euch ja schon vorhin ge-

sagt: der Stierhüter bin ich auf dem Lutzenberge, und wenn Euch sonst nichts geschehen wäre, bei mir gewiß nicht.“

Ein Weilchen steht der Professor ungeschlüssig vor der aus entrindeten Baumstämmchen zusammengebohrten Bettstatt, dann aber fängt er doch an, sich zu entkleiden und auf die Mooschütte zu legen. Der Wölfel aber geht mit einem Seinenlappen zum Brunnen, näht ihn gehörig ein und bindet ihn dann mit einem Tüchel fest um den Kopf des spaßigen Kauzes.

Und während es draußen blizt, kracht und gieket, hockt er auf dem Holzstocke vor der Herdstatt, schaut manchmal nach dem fremden Männchen, das bald eingeschlafen ist und ab und zu stöhnt und wimmert, wie ein kleines Kind, dem etwas weh tut, und sinnt dazwischen wieder, wer denn in der ganzen Umgegend so schlecht sein könne, so schlecht, einem arglosen Reisenden, wegen vielleicht der paar Sechser, die er bei sich trägt oder tragen mag, an Leib und Leben zu gehen; aber es fällt ihm kein Mensch ein, dem solches zuzutrauen wäre.

Als das Wetter vorübergezogen, kauert er sich müde neben die Herdstatt hin und macht sein Schläfchen.

In der Frühe aber schleicht er sich sachte aus der Hütte, öffnet den Gadem der Hürde und läßt das Vieh auf die Weidegründe im Kuppengehänge des Lutzensteines. Nachher erst schürt er ein Feuer an auf der Herdstatt in der Hütte, und kocht sein Morgensüpplein, aber etwas mehr, damit es auch für den Gast reiche. Doch erwacht dieser erst, als es fast schon geschlagener Mittag ist.

Die Sonne scheint hell und warm durch die geöffnete Hüttentüre, und nach einigem scheuen Umhersehen findet sich der fremde Mann bald zurecht in dem Raume und in seiner Lage. Er klagt wohl noch über heftige Schmerzen am und im Kopfe, aber er hat sich ausgeruht und fühlt sich so wohl, wie es in solchem Zustande überhaupt möglich ist. Mit sichtlichem Hunger und Appetit spricht er der rauhen Kost zu und dann setzen sie sich ein Weniges hinaus auf die Holzbank unter dem Dachvorsprunge und plaudern.

„Daß aber so einen Lumpen nicht gleich das Wetter niederschlägt!“ entrüstet sich Wölfel abermals ob des frechen Ueber-

falles. „Manches andere kommt oftmals ganz unschuldig zum Treffen; bei einem Kreuze sogar erschlägt es eins.“

„Der Mensch meint oft so und so,“ stellt der Professor dem entgegen, „aber wenn er wieder die Ziele und Wege Gottes künnte, redete er vielleicht anders. Von unserem Standpunkt aus wäre es ja richtig, daß den Uebelthäter gleich die entsprechende Strafe treffen sollte; aber . . . mancher tut etwas in der Aufregung, unter Einwirkung allerlei böser Zufälligkeiten, und später reut es ihn; er geht in sich und wird vielleicht noch ein ganz richtiger Mensch. Also: darüber können wir entschieden kein Urteil abgeben.“

„O, wenn ich so der Herrgott wäre!“ wünscht der Wölfel in seiner Entrüstung.

„Sie täten vielleicht Unrecht, aber . . . Gott kann das eben nicht tun, weil er in jeder Beziehung das vollkommenste Wesen ist und sein muß.“

„Aber, daß so ein Gesindel umkriecht auf Gottes Erdboden!“

„Gesindel? Wer redet von Gesindel, und wer hat ein Recht dazu, vom Einzelindividuum auf das Ganze zu schließen?“ ereifert sich das Männchen. „Daß mich der Räuberkerl niedergeschlagen und ausgeplündert . . . Ja, sehen Sie, das Papiergeld, das ich leichtsinzigerweise nur lose in mein Anmerkungsheft über naturhistorische Betrachtungen und Beobachtungen eingelegt, hat der Spitzbube doch nicht gefunden . . . Daß mich also der Kerl beraubt und fast geraubmordet hat, dafür können doch tausend andere nichts, und beispielsweise Sie haben den barmherzigen Samaritan gemacht. Die Welt ist ein Meisterwerk, sage ich Ihnen, unnachahmbar und unerreichbar schön und gut in jeder Beziehung, und der Mensch wieder ist das Meisterstück in der Welt. Wenn es auch Spitzbuben gibt, recht verkommene und verdorbene Kerle, in jedem dieser Auswürflinge schläft doch noch das mehr oder minder verklärte, nur zufällig oder gewaltsam erstickte Flämmchen, das Zeugnis gibt von dem göttlichen Ursprunge

der Seele. Flämmchen von der ewigen Flamme, ein purer Zufall kann es anfachen und zum Brande bringen. Und auch das ist gut und schön . . . Haben Sie noch nie Gelegenheit gehabt, so ein Flämmchen hinter recht . . . recht schmutziger Hülle zu beobachten?“

Dem Wölfel fallen die zwei Weiberleute ein, die er in der Stadt beobachtet, und es dünkt ihn, als hätte der Mensch



Die Hofkirche in Dresden. (Text auf Seite 242.)

mit seinen sonderbaren Reden doch Recht. „Kann eh' sein,“ gibt er von ungefähr zu. „Aufmerken tut halt uniereiner nicht und hat auch nicht Zeit dazu und nicht . . . das Wissen.“

„Also sehen Sie!“ verweist das Männchen. „Ich sage Ihnen: Wer nur der Einzelindividuen Falsch und Fehl sieht und geflissentlich ad notam nimmt, der wird nie die rechte Befriedigung finden in dieser

freilich mitunter recht unvollkommenen Welt, die zum Glücke, zum wahren Glücke notwendig ist. Man darf die Schönheit des Ganzen nie aus den Augen verlieren, man muß sie geflissentlich suchen, und man wird finden, wie leicht man auf der Welt glücklich sein kann, und wie wenig so ein paar Haderlumpen an diesem Glücke zu stören vermögen. Verstehen Sie mich?"

"Da müßt' ich schon einmal nachsinnen darüber," weicht der Wölfel einer geraden Verneinung aus. "Gar so leicht geht mir sell nicht in den Schädel . . . aber, was ich sagen wollt', habt Ihr Kinder?"

"Warum?"

"Ich mein' halt. Wenn Euch dieser Räuberskerl statt nur damisch (bewußtlos) gleich ganz tot geschlagen hätte, was würden diese denken und sagen? Meint Ihr, daß sie auch so leicht . . ."

"Sie verwechseln schon wieder das Einzelindividuum mit dem Ganzen," ereifert sich das Männchen, wie es dasselbe etwa tun mag, wenn es einen recht hochbeintigen und stutzbegriffigen Schüler vor sich hat.

"Schauen Sie den Tag an! Der schönste Tag, den es geben kann, nicht wahr? Alles lauter Sonnenschein und Sonnengold! Und nennen Sie ihn etwa trüb und düster, weil jedes Sträuchlein und jeder Baum seinen Schatten wirft über eine Grasstelle, über ein paar Blumen? Kaum! Und auch die Gräslein und Blümchen, die augenblicklich im Schatten stehen, können sich trösten, daß nach kurzer Zeit die Sonne sie ebenso schön bescheint, wie die andern, und daß dann einige andere im Schatten stehen. Das muß Ihnen doch klar einleuchten, was?"

"Ja, sel schon."

"Nun, da sehen Sie. Es erscheint alles nur unter dem Gesichtswinkel, unter dem es betrachtet wird . . . Warten Sie, ich werde Ihnen, wenn ich heimkomme, ein Buch zusenden, an der Hand dessen Sie sich in dieselben Ansichten hineinarbeiten können. Es hat mich manch' schlaflose Nacht gekostet, aber es dürfte Sie gewiß interessieren. Wie ist der werthe Name?"

"Mein Name?"

"Ja."

"Wolfgang Hager."

" . . . in . . ."

"Ja, da herauf kommt kein Postbote, weil ich nichts krieg' und nichts schreibe.

Aber wenn Ihr das Büchel wirklich schicken wollet, wenn Ihr es zum Leuckard in der Zetttau schickt unter meinem Namen, nachher krieg' ich es schon."

"Gut . . . Ich werde mich jetzt auf den Weg machen, um noch nach Rattenberg zu kommen, und . . . was bin ich schuldig für die Hilf' und Mühe . . .?"

"Da wenn D' mir aber nicht ginge!" entrüstet sich der Wölfel ob der Frage. "Ich hab' keine Müh' nicht gehabt mit . . . mit Euch, und das bissel Suppe ständ' auch für einen Dank! Könn't schon sein. Mitgehen tu' ich noch, wenn es Euch recht ist, bis Ihr nimmer irren konnt."

"Sehr dankbar, wenn Sie auskönnen."

"Allweil. Nur die Herde richt' ich mir ehevor noch, daß sie gen Berg sich hütet. Geht gleich unter einem Gange. Und . . . wenn Ihr also gerichtet seid . . ."

Der Professor richtet sich zum Gehen, und der Wölfel legt noch zur Vorsorge ein kleines Schloßchen vor die Hüttentüre.

Dann gehen sie.

Er führt den Fremden auf dem kürzesten Wege in der Richtung gen Rattenberg, und als sie auf der allweil begangenen und befahrenen Straße stehen, wo kein Strolch mehr einen Ueberfall wagen würde, wünscht er gute Heimkunft und kehrt um, ohne auf die Dankreden des Männchens weiter zu hören. Es muß sich einer schämen, wenn in seiner Heimat einem Fremden solches zustoßen kann und zustößt.

Und als er die steilen Gehänge des Lukenberges wieder emporstapft, sinnt und grübelt er an den sonderbaren Reden des Männchens, und es kommt ihm nach und nach vor, als wären sie nicht lediglich taubes Geschwätze . . . Die Schönheit im Ganzen suchen! . . . Jedes Ding wirft in der Sonne seinen Schatten, aber deswegen ist doch der Tag sonnig . . . Ja, was ist denn das für ein . . . ein Gauner, der dort im Gerunse des Dachgrabens herumstrolcht? Der Stucker? Es irrt sich einer auf die Weite, aber allem Anschein nach ist es dieser; daraufhin könnte er fast einen Eid tun. Ein Gedanke zieht durch sein Sinnen wie ein Schattenstreif: ob nicht etwa der . . .?

Kurz biegt er vom Steige ab und hastet hinüber, aber wie er hinkommt, ist keine Seele zu sehen und zu hören.

Der Verdacht aber wächst in seinem Herzen empor wie üppiges Unkraut: Ob nicht etwa der . . . ?

Zu gut ist er nicht zu solchem Heldentüdel und wenn er im Umritt ist, mag einer nicht weit fehlgehen.

10.

Ein still-lauschiger Sonntag will durch die langsam herbftende Zeit ziehen. Still und geräuschlos kommt er über die Höhen ins Tal geschlichen, still und geräuschlos schleicht er sich an die Höfe und Ortschaften und in die Herzen der Menschen. Die allweg munteren Vögel spüren ihre Wanderzeit herannahen und sind still und ruhig geworden, und so regt und rührt sich denn nichts im erwachenden Walde, als das leise Säufeln des Morgenwindes im Geäst und Gemwipfel der Tannen, und das Rauschen der Bäche, als der Wölffel die Hänge des Ludenberges hinab zu Tale stapft.

Es ist ausbedungen und ausgemacht worden, daß er jeden zweiten Sonntag zu Tale gehen darf, um sich Mundvorrat für zwei Wochen hinaufzuschleppen und, wenn er will, in die Kirche zu gehen, damit er allenfalls mit dem Herrgott nicht ganz über Eßs kommt, und jeden zweiten Sonntag muß der Reihe nach von dem oder jenem Bauer ein Knecht oder ein Inmann hinauf und derweilen die Herde beaufsichtigen. Man weiß doch nicht, was vorkommen könnte, und ob nicht etwa ein Lump diese Zeit erführe und ausnützte, um dieses oder jenes Rindvieh von der Herde fortzutreiben und zu schnipfen.

Gemächlich wandert er das Gebirge hernieder und quer über die Hänge und Gefilde oberhalb der einschichtigen Höfe dahin gen das Gicket und stunt und grübelt in seiner Weise vor sich hin. Seine Gedanken streifen um Jahre zurück in der Zeit, tummeln sich gleich darauf um und neben ihm herum und sind in ein paar Augenblicken auch wieder um Jahre voraus. Sie hindert und bindet kein Ort und keine Zeit und zeigen damit so recht deutlich die Entstammung der Seele aus dem Obem des Höchsten, den ebenfalls weder Zeit noch Ort einzuschränken vermögen.

Es fährt ihm langsam durch den Sinn, wie er ehzeit allsonntäglich die Hänge

heraufgewandelt zum Kerschhof, wo die Luz als Magd gedient, und wie die Sonne damals geschienen, so hell und glückstrahlend, und wie es nachher geworden. Und ungerufen schleicht sich ein leiser Vorwurf gegen seine Mutter und sein Herz. Wenn sie nicht so widerraten hätte, könnt' es heute anders sein. Zum Auskommen wäre schon gewesen mit dem Dirndl, das müßte sie heute selbst einsehen, wenn sie noch lebte. Wenn einß sogar imstande ist, ein so gespanntes Verhältnis, wie es seit der ältesten Leute Gedanken immer und jederzeit zwischen den alten und den jungen Säumerleuten bestanden, wogegen man oftmals das Zusammenleben von Hund und Katze ein friedliches hätte nennen können, derart zu mildern, daß es für beide Teile halbwegs erträglich zu nennen war, was hätte es erst da leisten können, wo die Verhältnisse viel, viel bessere gewesen! Und gut sollen sie vorkommen, so viel man hört; sie haben schon Gründe zugekauft, und niemand weiß von Schulden . . . Wenn es anders gewesen wäre? Wer weiß, wäre es nachher den beiden Geschwistern eingefallen, ihm all' die ihm gehörige Sache wegzunehmen, ihn geradezu auszuplündern?

Der Aerger schleicht ihm wieder ins Herz, wenn er dieser Zeit gedenkt, und es wird ihm allmählich wieder, als könnte er hübsch einen Teil der ganzen Welt in Stücke reißen vor lauter Gift und Galle. Was könnt' er sein, wenn es anders geworden und gekommen wäre, und wer ist er heute? Der Stierhüter am Ludenberge, nicht mehr, nicht weniger. Es fehlt ihm so weit auch nichts, und er lebt dort oben vielleicht glücklicher als . . . ja, als wer weiß wer, aber . . . anders hätt' es halt auch sein können.

Die aufgehende Sonne gießt ihre Lichtfülle über Höhen und Hänge, und mit etnem Male fällt ihm ein, was das fremde Männlein gesagt: „Den sonn-hellen Tag anschauen, nicht die Schatten, die jedes Stäublein und jedes Bäumchen wirft!“

Und er zwingt sein Sinnen, den sonnigen Tag anzuschauen und die sonnigen Flecklein um und um sich, zu denken, daß dort auch einmal die Sonne hinscheinen wird, wo jetzt die Schatten liegen. Als

er aber auf den Verbindungsweg kommt, der von der Zellau ins Eicht hinüberführt, und den Säumer und den Greger, seinen Bruder, darauf der Kirche zuwenden sieht, häumen sich Zorn, Aerger und Widerwillen von neuem auf in seiner Brust und verschleuchen kurzerhand all dieses Sinnen. Er drückt sich in einen Busch, bis all' zwei hübsch ein Dertel vorüber sind. Er bräuchte es nicht zuwege, einen oder den andern von ihnen anzureden oder auch nur eines flüchtigen Wortes zu würdigen. Er kann sie nicht leiden, er haßt sie, und dawider helfen alle schönen Sprüche aller Professoren auf Erden nichts.

In der Kirche drückt er sich in den hintersten Türwinkel, betet ein paar Vater-unser und geht dann nach dem letzten Amen ins Wirtshaus. Für vierzehn Tage hat er sich wieder mit dem Herrgott auf gleichen Fuß gesetzt, für vierzehn Tage kauft er sich nachher, was er zum Leben braucht, und dazwischen führt er sich so ein, zwei, drei Maß Bier zu Gemüte. Wird einem eh' fast etwas Seltames, das braune Gesüß, wenn er nur alle vierzehn Tage einmal dazu kommt. Und in der Stadt drinnen hat er so viel vertilgt, so viel . . . Ah, ist eigentlich gut, daß er aus dem Gestapfe herausgekommen. Zwischen einem ausgemachten Lumpen und ihm ist schon gar kein Unterschied mehr gewesen, das sieht er jetzt selbst ein. Und nachher das Gedölle um ihn her, das Genüß!

An einem der vorderen Tische sitzt der Kohlstätter und greint schon in aller Herrgottsfrühe, was Platz hält. Allweil hätte das Kreuz neben dem Zellauer Kirchenwege und schier inmitten seines Grundes und Bodens das Kohlstätter Wegkreuz geheißt, und nun es herausgekommen und sich herausgestellt, daß der Streifen Grundes neben dem Wege von Rechts wegen Gemeindegund wäre, ginge der Starl, dieser Sackel, her und stellte, ohne ihn oder jemand andern zu fragen, schlanke auf eigene Faust ein Kreuz hin an diese Stelle, und der Steineter nagle ebenso kurzer Weise ein blechern Martertafel daran. Da hörte denn doch Verschiedenes auf, und der Mensch könne manchmal so wild werden wie eine graue Raß.

„So hättest halt Du eins hingestellt,“ rät der Eiterberger.

„Ich hab' nicht mögen.“

„So rede nachher keinen Unsinn! . . .“

„Steht vielleicht das Kreuz schon? fragt der Wölffel dazwischen.

„Das glaub' ich. Heut wird es eingeweicht.“

„Sel muß ich mir anschauen,“ nimmt er sich vor. „Geht mir auf einem Wege.“

„Nacher gehst gleich mit mir,“ schlägt der Kohlstätter vor. „Kannst derweilen deinen Pack bei uns lassen und ein bißel verschmausen.“

„Eh' auch,“ willigt er ein, besinnt sich aber gleich darauf wieder anders. In dem Hofe, wo die Luz so und so lange gedient, und er fast alle Sonntagnachmittage verbracht hat . . . Ah was! Die Zeiten sind nun einmal vorbei und . . . auffrischen tut er sie auch nimmer vorsätzlich. „Geht nicht; hab' noch allerhand Geschäfte abzumachen,“ redet er sich aus. „Ich kann erst später hinüberkommen.“

Er kauft nacher ein, was er für zwei Wochen zum Leben braucht, und geht in ein ander Wirtshaus, bis es ungefähr Zeit wird zum Gehen. So um halben Nachmittag soll die Geschichte losgehen, und wenn er auf der Höhe oben ein Zeitlein verweilt, kann er gerade recht kommen.

Einen Wardsack auf dem Rücken, stapft er die Höhe hinan, und oben, wo es schon die jenseitigen Hänge hinabgeht, wo der Wald aufhört und man frei und ungehindert bis zu dem Wegkreuze hinnutsehen kann, legt er sich hinter ein Büschel junger Fichten und wartet, bis sich nach und nach Leute anzusammeln beginnen.

Jetzt kann es so hübsch an der Zeit sein, und er schlendert hinab.

Ein Zeitlein dauert es wohl noch, bis der Pfarrer kommt, und man schwätzt und plaudert von dem und jenem, was einem halt gerade in den Sinn und in die Rede kommt.

Nachher nimmt der Pfarrer die Einweihung vor und knüpft daran eine Art Christenlehre für alle, die sich versammelt haben. Ob er damit einen Zweck verbindet, weiß kein Mensch, denn deswegen ist er der Pfarrer, der den Leuten eine Lehre macht.

„Ein Kreuz am Wege,“ sagt er, „was ist daran? Nichts — wenn man sich nichts dabei denkt. Das Holz ist wie

jedes andere Holz, wie jeder andere Balken, und das blecherne Christusbild ist nichts weiter, als mit Farbe überpinseltes Blech. Es ist kein Heiligtum und nicht dies und nicht jenes Höhere. Es ist lediglich ein Erinnerungszeichen — sonst gar nichts.

Für jeden, der ein Christ ist und gerade des Weges kommt, sei es eine Erinnerung daran, daß er eben ein Christ sei und allweg im Zeichen des Kreuzes und nach der Lehre des gekreuzigten Heilandes wandeln solle auf allen seinen Wegen, bei all



Mutterglück. (Text auf Seite 242.)

seinem Tun und Lassen. Wenn alle Zeichen trügen, dies trügt nicht, und wenn alle Wege irre führen, der, den dieses Zeichen weist, führt nicht irre. Ganze Völker sind ihn schon gezogen, und ganze Völker werden ihn noch ziehen, und kein

Fuß wird irren, so er sich an den Weg hält. Ein milder Schein geht von ihm aus, und trotz aller Dornen und Disteln, die ihn umsäumen, geht sich's dahin wie auf Rosen, so eins wie das andere im gleichen Gestapfe bleibe . . . Kindlein, liebet

einander! Dessen Bild und Zeichen das Kreuz ist, hat nicht Kampf, Haß und Feindschaft gepredigt, er hat die Liebe geboten, und nicht Haß und Feindschaft sollen also herrschen unter denen, die sich seine Nachfolger und seine Kindlein nennen. Auch daran mahnt uns das Kreuz jederzeit . . . Und dieses Kreuz am Wege? Wie lange ist denn dieser Weg? Von der Zellau und ihren Hinterhöfen führt er bis ins Giebet, nicht weiter. Viele gibt es in der Gemeinde, die nie weiter hinaus kommen ins Land, und dieser Weg ist ihr erster und ihr letzter. Schaut das Stücklein Weges an! Ist es denn gar so schwer, darauf des Heilandes Gebot zu halten: Kindlein, liebet einander!? Ist es denn eine Unmöglichkeit, dieses kurze Stücklein Weges in Liebe und Frieden nebeneinander zu wandeln? Ist es eine Unmöglichkeit, das Leben, das sich zwischen den Endpunkten dieses kurzen Wegleins abspielt, in Lieb und Frieden zu verbringen? Am einen Ende des Wegleins steht die Wiege, am andern das Grab, und wie lang ist die Strecke dazwischen? Ditzmals kaum zwei Spannen . . .

Um manchen Mund beginnt es bei diesen schlichten Worten zu zucken, und in manchem Herzen rüttelt und lockert die einfache Rede manch Goldkörnlein guten Vorsatzes aus hartem Gesteine. Es ist wahr: Wie lange dauert dieses Weglein durch der Erde Geschind' und Geplage? Und es wäre viel handsamer, wenn alles eben und in Frieden ginge.

Nur der Steineter sieht auf der einen Seite des Weges und schaut gen seinen Hof hinüber, und der Kohlstätter mit seiner Familie auf der andern, auf seinem Grund und Boden, und schaut gen den Luckenberg hinauf. Vom Frieden zu reden ist leicht; aber halt ihn einer . . . halt ihn einer, wenn . . . wenn es halt nicht geht!

Da macht der Pfarrer eine Pause und ruft nachher alle beide auf.

„Kohlstätter! Steineter!“

„Ja . . .“

„Geht her ein bißel!“

Langsam und trüzig kommen die herbeigetrottet, und einer stellt sich rechts, der andere links, und keiner schaut den andern an.

„Kohlstätter, Ihr seid ein Christ?“ fragt der Pfarrer nun.

„Kann schon sein,“ brummt der, ganz verwundert ob der seltsamen Frage.

„Ihr auch, Steineter?“

„Ihr könnt mich doch Sonntags in der Kirche sehen.“

„Auf das kommt's nicht immer an, meine Lieben! Es fragt sich da in erster Reihe, ob man durch das Befolgen des Gebotes Christi auch wirklich diesen Namen verdient. Ihr seid also alle beide Christen, und da Ihr solches bekennet, habt Ihr auch die Pflicht, Euch an das Geheiß und Gebot Christi zu halten, an das Gesetz desjenigen, dessen Namen Ihr Euch beilegt: „Kindlein, liebet einander!“ Und ein andermal hat der selbe Heiland gesagt: „Der Friede sei mit euch!“ . . . Dies alles möchte ich Euch nun in dieser Stunde in Erinnerung bringen, und möchte Euch im Namen Jesu auch zurufen: Der Friede sei mit Euch! Laßet Haß und Feindschaft, die der Widersacher säet, und reicht Euch die Hände zur Ausöhnung, zur Beendigung des Zwistes, der durch Jahre her Euer Leben verbittert! . . . So? Ihr wollt nicht? . . . Jetzt schaut einmal hinauf zu dem Zeichen und Bilde desjenigen, den Ihr Heiland nennt und Meister, und dann, wenn Ihr es tun könnt, wenn Ihr es über's Herz bringt, dann saget: Ich will Dein Gebot nicht halten, ich bin keines von Deinen Kindern, denen Du befohlen, sie sollten einander lieben. Und dann geht in Haß und Feindschaft auseinander!“

Ein paar Augenblicke ist es so still und ruhig um das neue Kreuz, daß ein's jeden Atemzug hört, dann aber hallen zwei tiefe Seufzer in die Stille, und bei ein paar rauhen Worten legen sich der beiden feindlichen Nachbarn Hände ineinander.

„In Gottes Namen!“ brummt der Kohlstätter nachher. „Wenn es so sein muß, so sei es! Wird auch zum Aushalten sein.“ Und das soll gewissermaßen eine Entschuldigung seiner Weichheit sein gegenüber den versammelten Nachbarn.

Der Bößfel sitzt neben seinem Packer am Begrabd, lauscht der Lehre und sinnt in seiner Weise an jedem Worte und an jedem Satz, und dann zieht es überlings einmal seinen Blick nach der Richtung, wo

der Greger, sein Bruder, steht, und als die zwei Nachbarn ihre Hände zur Versöhnung ineinander legen, wird es auch ihm, als sollte er hingehen zum Bruder und sagen: „Steht nicht dafür, daß wir wegen dem alten Gerümpel, das ihr mir selmal genommen, Feinde sind und bleiben. Dir wird nicht viel geholfen sein damit, und . . . ich geh' auch nicht krumm deswegen; seien wir wieder gut und wieder Brüder! . . . Aber hastig wendet er sich nach der andern Seite herum. Muß nicht heute sein, es wird sich schon einmal eine Gelegenheit schicken. Und gerade so braucht er eigentlich auch nicht zu sagen. Die zwei andern sind im Unrecht, und sie sollen nicht vergessen darauf; aber gut werden

sie wieder. Stünde dafür, daß eins dieses . . . kurze Wegel auf Erden in Zorn und Feindschaft vertröttele.

Ueber den Weg hinüber und herüber stiegen ein paar freudestrahlende Blicke, zwei Herzen schlugen und pochen heftiger, und aus allen beiden steigt heißer Dant auf gen die Himmelshöhen, die unergründlichen, daß es ihnen gelungen, mitsammen ein Kreuz zu stiften, daß der Starl aus der untern Gemein angeblich als sein eigenes aufstellen ließ und das nun wirklich Fried und Eintracht gebracht in die beiden Nachbarhäuser, und daß die ewige Weisheit und Güte so ein wunderschön Gebot und Geheiß gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsmorgen.

In Morgen stieg, ein stiller, neuer,
Aus schlummer-schwerer Nacht empor,
Verhüllt mit dunklem Wolken-schleier,
Geheimnisvoll der Zukunft Lor.
Und sehn-suchtsvolle Blicke wenden
Erschauernd sich zum Sternenbild,
Und tausend Schicksalsfragen senden
Die Herzen, hoffend, zitternd, wild

Und traumverloren senkt zur Erde
Der Himmelsbote seinen Blick:
„Der einstens sprach das schöpfend' Werde,
Du armes Herz, lenkt Dein Geschid.
Er hat die Lose mir gegeben,
Ich bringe, was der Schöpfer will. —“
Durch all die Sterne geht ein Beben —
Und liebend schweigt der Engel still.

Warum das Herz, vom Leid getroffen,
So bang nach seinem Schicksal fragt?
Auf Gott stell all Dein banges Hoffen,
Weil Gott allein den Schlüssel trägt.
Das neue Jahr — was wird es tragen?
Was vor ihm trug der Zeiten Heer,
Und könnt' es sprechen, wärd' es sagen:
„Ein Tropfen Glück — ein Tränenmeer!“

Anna v. Zedersfeld.

Amerikanischer Unternehmmergeist.

Im nationalen Leben der Vereinigten Staaten Nordamerikas spielt der Kaufmannsstand eine maßgebende Rolle. Er ist eigentlich das herrschende Element. Fast jeder Beruf wird vom kaufmännischen Standpunkt aus aufgefaßt. So verlangt man von dem Präsidenten einer großen Universität, daß er Geschäftsmann und Organisator sei und die materielle Seite des Instituts zu fördern wisse. Aerzte und Advokaten müssen nicht nur ihr Fach, sondern auch die Kunst, geschäftlich Propaganda zu machen, erlernt zu haben. Beliebte

Autoren verstehen es, ihre Bücher zu Auflagen zu treiben, die in Hunderttausende gehen. Selbst der Künstler ist Unternehmer. Die ersten Bühnengrößen reisen fortgesetzt mit ihren Truppen durch das ganze Land.

Der Unternehmungsgeist des Amerikaners ist eine Eigenschaft, die ihm gleichsam durch die Natur seines Landes an-erzogen wurde. Die ersten Ansiedler angelsächsischen Ursprungs waren durch ihre Wohnplätze am Rande eines großen Kontinents mit herrlichen Naturschätzen und wenig Bevölkerung darauf angewiesen,

Handel mit dem Mutterlande zu treiben. Im Norden entstanden die Handels-emporien, im Süden die Plantagen. Nicht Krieger und Ackerbauer, wie ihre Vorfahren, da sie die Länder der alten Welt besiedelten, sondern Kaufleute und Sklavenhalter waren diese Kolonisten. Während des mehrhundertjährigen Zuges der Ansiedler nach dem Westen entwickelten sich neue Eigenschaften in diesem Völkergemisch, das durch gemeinsame Not und gemeinsames Glück immer mehr zu einer Einheit zusammengeschweißt wurde, Eigenschaften, die die Freude am Wagen und kühnen Unternehmen beim Einzelnen wie in der ganzen Nation noch weiter verstärkten.

Das Glück aller seiner Unternehmungen, das Gedeihen seiner Saaten, das ungehinderte Vorwärtsbringen in ein Land, das je weiter man kam, sich um so reicher an Schätzen aller Art erwies, dazu das schnelle Zusammenbrechen der wenigen schwachen Feinde, die sich ihm entgegenzustellen wagten, haben den Amerikaner zum Optimisten gemacht. Er vertraut auf seinen Stern, der ihn noch niemals betrogen hat. Es ist ganz natürlich, daß er, dem das Glück auf allen Wegen hold gewesen, Freude fand am Versuchen des Glücks.

Die Raftlosigkeit ist ein weiterer Charakterzug. Er ist nicht imstande, die Hände im Schoße ruhen zu lassen. Der Farmer z. B. sitzt, wenn im Winter das Wetter die Arbeit im Freien unmöglich macht, am Feuer, wenigstens Holzspäne schnitzend, um den arbeitsfrohen Tänden Beschäftigung zu geben. Auffällig ist auch die Erscheinung, daß die Geschäftsleute sich erst in hohem Alter oder gar nicht aus ihrem Beruf zurückziehen. Der Amerikaner stirbt am liebsten in den Sielen. Dazu kommt der angeborene und durch die Erziehung verstärkte Sinn für das Reale, die Lust am Zweckmäßigen, die der Industrielle und Kaufmann ebensowenig entbehren kann wie Arbeiter und Farmer.

Zum Unternehmer großen Stils aber wird er durch eine Vereinigung von Eigenschaften, die den Amerikaner recht eigentlich zum modernen Menschen stempelt: Erfindungsgabe und praktische Phantasie.

Amerikanische Unternehmer.

Die amerikanische Erfindungsgabe hat nichts mit vager Träumerei oder verschrobener Projektmacherei zu tun. Sie war werttätig immer da zur Stelle, wo es galt, brennende Aufgaben zu lösen. Als es notwendig war, den Urwald zu lichten, schuf sie die berühmte amerikanische Art. Als der Ackerbau in den Vordergrund trat, lieferte sie sinureiche zweckentsprechende Werkzeuge und Maschinen für dieses Gewerbe. Da es galt, Ozean mit Ozean auf dem Landwege zu verbinden, warf sie Brückenkonstruktionen von unerhörter Kühnheit über die Ströme, vervollkommnete die Lokomotive und das Dampfschiff. Als ein langwieriger Bürgerkrieg ausbrach, ersann sie Waffen und Panzer für Land- und Seegesecht. Dem auf diesen Krieg folgenden wirtschaftlichen Aufschwung lieferte sie in ungezählten Maschinen die rechten Werkzeuge der Produktion. Gelehrte wetteiferten mit Politikern im Ersinnen neuer Mechanismen. Die Elektrizität wurde in keinem anderen Lande der Welt ähnlich ausgebeutet zu Unternehmungen großen Stils wie in Nordamerika. Und als schließlich die Vereinigten Staaten mit den Produkten von Landbau und Industrie immer mächtiger auf den Weltmarkt hinaustraten, als es für sie galt, sich mit den Ländern des ganzen Erdballs in Verbindung zu setzen, da wurden jene Erfindungen, die den menschlichen Gedanken über weite Räume verständlich machen, gerade von amerikanischer Seite am lebhaftesten gefördert.

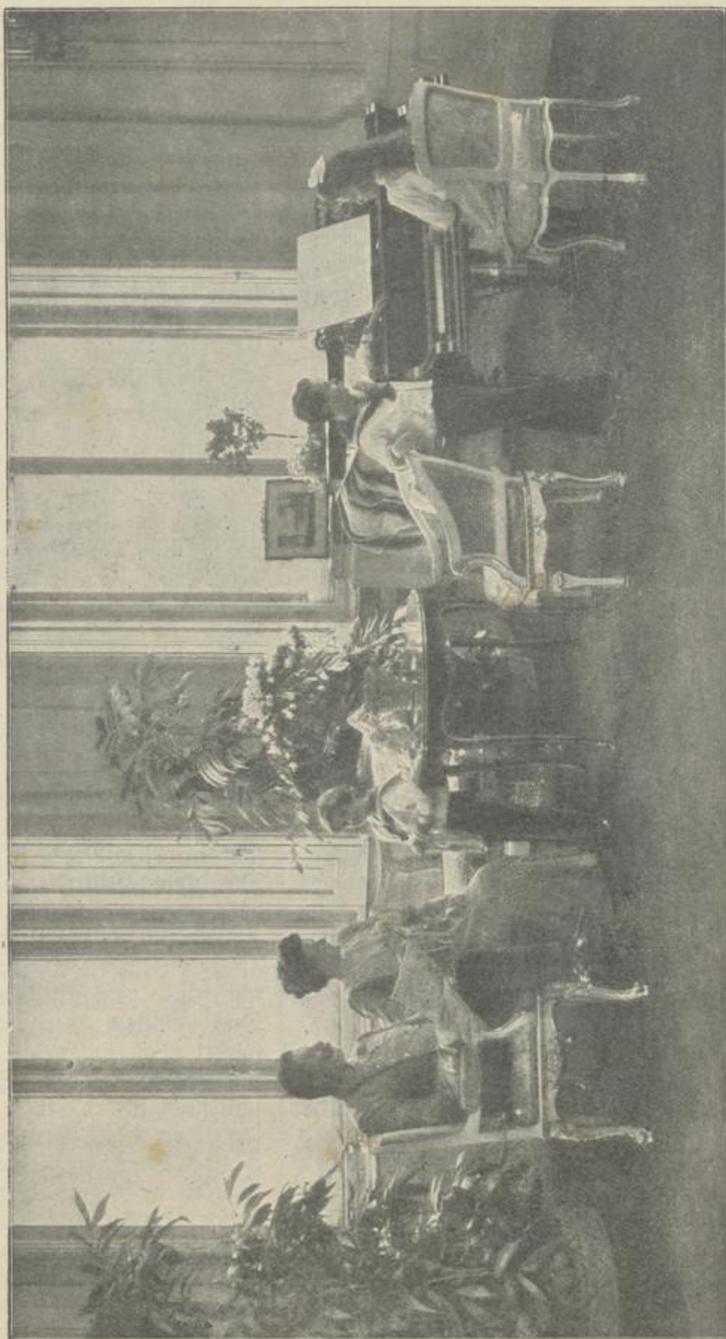
Der Amerikaner übertrifft andere Nationen durch eine Gabe, die gleichsam ein Ergebnis aus Können und Erkennen ist — die praktische Phantasie. Ein großartiger Zug geht durch viele seiner Unternehmungen. Er denkt praktisch und handelt enthusiastisch. Im Kleinlichen Detail bleibt er nie stecken und klebt vor allem nie am Gelde; geht ihm ein Unternehmen fehl, so findet er sich wohl oder übel darein und beginnt mit Wagemut etwas Neues. Er hat keinen wertvollen Besitz von den Vätern übernommen, der zu hüten und zu vervollkommen wert wäre. Der Reichtum aber und die Ausdehnung des Landes stellen ihn vor immer neue Aufgaben und Probleme, die Gewinn

versprechen und die Unternehmungslust reizen. Der amerikanische Unternehmer, mag er nun Eisenbahnkönig sein,

Industriechef, Bankier, Besitzer einer Riesenranch oder Schiffreederei, wird sich in erster Linie als Pionier fühlen, der neue Wege des Handels und Verkehrs eröffnet, als Vorkämpfer neue Quellen des Wohlstands erschließt.

Pietät für das Vergangene kann man bei einer Menschenklasse nicht finden, die so ganz in der Gegenwart lebt, und deren Blick durchaus in die Zukunft gerichtet ist. Der Unternehmer, der in Europa ein neues Institut, eine Fabrik, eine Eisenbahn, ein Haus gründet, legt es an, als ob es für alle Ewigkeit halten sollte. Der Amerikaner baut für beschränkte Zeit. Er weiß, daß die rapide Entwicklung der Technik das, was er heute schafft, in zehn Jahren vielleicht als veraltet erscheinen lassen wird. Darum will er sich das Begreifen morgen durch allzu festes Bauen heute nicht erschweren. Dabei ist der Wunsch, Zeit zu sparen durch Vereinfachung des Betriebes bei Tag und Nacht

Traum des Großunternehmers. Man sucht alle gleichartigen Unternehmungen



Der Chronofolger Erzherrzog Franz Ferdinand und seine Familie. (S. 243.)

gen über das ganze Land in möglichst wenigen Händen unter Ausschließung der kleinen Mitglieder (Trusts) zu vereinigen.

In Handel und Industrie geht die Tendenz auf Entwicklung des Großbetriebes, auf Zusammenballung von Interessen und Kapitalien.

Erziehung des Kaufmanns.

Das ganze kaufmännische System beruht auf dem Grundsatz, eine möglichst praktische Basis für das Geschäftsleben zu schaffen. Man geht daher bei der Erziehung des jungen Kaufmanns hauptsächlich von der Idee aus, ihn möglichst bald in den Stand zu versetzen, sein Brot zu verdienen. Der Durchschnitts Kaufmann tritt meist schon als 14- bis 15-jähriger Junge, oft noch früher, sobald er sich die elementarsten Kenntnisse, deren er zur Ausübung seines Berufes unbedingt benötigt, ungeeignet hat, als „Officeboy“ ins Geschäftsleben ein und ergänzt seine Kenntnisse später höchstens noch auf dem Gebiete praktischer kaufmännischer Wissenschaften, die für ihn unmittelbar von Nutzen sind, wie Stenographie, Buchhaltung u. s. w. Der Lehrling wird von Beginn seiner Tätigkeit an bezahlt, und der Umstand, daß er schon sehr früh seinen Lebensunterhalt erwirbt, oder wenigstens dazu beiträgt, erzeugt in ihm eine nicht geringe Portion von dem nicht unberechtigten Stolze eines „Selfmade-man's“. Der junge Kaufmann muß in seinem Geschäft ganz von unten anfangen und kann die Stufenleiter, die bis zum Dollar-Millionär — und dieser schwebt doch jedem Merkursjünger als Ideal vor — hinaufführt, wenn überhaupt, so nur mit Aufwendung großer Geduld erklimmen. Durch die Arbeit von unten an wächst aber der Kaufmann gewissermaßen in das Geschäft, in dem er tätig ist, hinein und wechselt selten seine Stellung, da seine Tätigkeit eben nur dadurch besonderen Wert erhält, daß er mit seinem Geschäft seit Jahren vertraut ist, während er bei Wechsel seiner Stellung wieder von neuem beginnen muß.

Der Umstand, daß Amerikas große geschäftliche Entwicklung neuesten Datums ist und all die Mieser-Unternehmungen auf eine verhältnismäßig kurze Zeit ihres Lebens zurückblicken können, hat die angenehme Folge, daß sie mit den modernsten Einrichtungen versehen sind. Da findet man z. B. in der Office eine Unmasse von elektrischen Klingeln,

Telephonverbindungen, neueste Schreibmaschinen, mit unfehlbarer Sicherheit arbeitende Addiermaschinen und andere praktische moderne Einrichtungen, deren ausschließlicher Zweck Zettlersparnis ist.

Mit barem Gelde operiert der amerikanische Kaufmann sehr wenig, da sich fast der ganze Geldverkehr auf dem Wege der Schecks vollzieht. Selbst für die geringsten Beträge von wenigen Cents werden Schecks ausgeschrieben, und der amerikanische Geschäftsmann hat nur selten bares Geld in seiner Kasse liegen. Wie ungeheuer der tägliche Verkehr ist, zeigt die Tatsache, daß der Tagesumsatz im New-York-Clearing-House, wo die gegenseitigen Scheckverpflichtungen großer Firmen erledigt werden, nicht selten 300 bis 400 Millionen Dollars beträgt.

In Anbetracht der rapiden Ausdehnung der geschäftlichen Beziehungen der Vereinigten Staaten, ihrer wachsenden Warenausfuhr und des durch die erhöhten Anstrengungen der inländischen Industrie in stetiger Abnahme begriffenen Imports dürfte es zunächst von Interesse sein, etwas Näheres über die Art, in der sich in der modernen Mieserstadt New-York, der Zentrale des amerikanischen Geschäftslebens, der Handel abwickelt, auszuführen.

Im Geschäftsdistrikt von New-York.

Der ganze geschäftliche Verkehr spielt sich in New-York in dem sogenannten Downtown-Distrikt, östlich und westlich vom unteren Broadway bis Grand Street ab und in diesem Viertel findet man nur ganz vereinzelt Häuser, die nicht ausschließlich geschäftlichen Zwecken dienen. Das System der Konzentration geht soweit, daß sogar die einzelnen Branchen sich in bestimmten Straßen fast ausschließlich finden, wie z. B. die Bankgeschäfte in Wall Street, die Juweliere in Maiden Lane, die Feuerversicherungsgesellschaften in Nassau Street u. s. w. Diese Konzentration bietet dem Kaufmann außerordentliche Vorteile und vereinfacht den geschäftlichen Verkehr bedeutend; er braucht nicht nach allen Himmelsrichtungen zu rennen und kostbare Zeit verlieren, wenn er mit seinen Kunden in Verbindung treten will, er wird ferner über alle seinen Interessentenkreis berührenden Ereignisse prompt und schnell unterrichtet und

erfährt rascher, was die Konkurrenz treibt, als wenn er mit großen räumlichen Entfernungen zu rechnen hätte. Einer der Nachteile dieses Konzentrationssystems ist der, daß durch den Umstand, daß der gesamte geschäftliche Verkehr auf einen verhältnismäßig kleinen Raum zusammengedrängt wird, der Platz innerhalb des Geschäftsdistrikts einen übergroßen Wert erhält und die natürliche Folge davon sind die überaus hohen Mietspreise für Geschäftsräumlichkeiten, sowie die äußerste Ausnützung der verfügbaren Grundstücke, aus welchem Bestreben die hochstöckigen Skyscraper (Wolkenkräger) entstanden.

Schon in früheren Zeiten zeigten sich die New-Yorker Handelsherren rasch im Erkennen und Erfassen günstiger Gelegenheiten, sowie im Ausnützen großartiger Erfindungen. Manche davon wurden nicht nur in New-York gemacht, sondern auch zuerst erprobt. Bereits im Jahre 1796 steuerte John Fitch auf dem an die Common's grenzenden See ein 18 Fuß langes Dampfboot. Robert Fulton baute hier sein Dampfschiff *Clermont* und legte darauf im Jahre 1807 die Strecke bis Albany, für welche die Segelschiffe in der Regel vier bis sechs Tage benötigten, in 32 Stunden zurück, welche Dauer sich durch Verbesserungen aller Art allmählich auf nur 18 Stunden verringerte.

Um die gleiche Zeit begannen die Dampfboote einen regelmäßigen Verkehr mit den Nachbarorten und Küstenplätzen aufzunehmen. 1811 etablierte Stevens die erste, den Verkehr zwischen New-York und Hoboken vermittelnde Dampfähre der Welt. Ein Jahr später richtete Fulton ähnliche Verbindungen mit Brooklyn und Jersey City ein. Dampferlinien nach New-Haven, Providence, Philadelphia und anderen Orten folgten; im Jahre 1819 wagte der in New-York gebaute Dampfer *Savannah* sich sogar über den Ocean.

Zur gleichen Zeit entfalteten auch die New-Yorker Schiffsbauhöfe eine sabelhafte Tätigkeit. Eine Verbesserung jagte die andere. Geradezu weltberühmt wurden die hier gebauten Clipperschiffe, schnelle Segler, die die Kauffahrer aller anderen Nationen überholten. Manche dieser Segler legten die Reise nach England in 13 bis 15 Tagen zurück; die „*Hanqua*“

vollführte eine Fahrt von New-York bis Shanghai in 88 Tagen. Die „*Fliegende Wolke*“ überbot jeden *Steford*, indem sie während einer Fahrt nach San Francisco eines Tages 433 Seemeilen zurücklegte, eine Leistung, die von vielen moderner Dampfern nicht erreicht wird.

Damals erkannten die New-Yorker Handelsherren auch, daß es von außerordentlicher Wichtigkeit sein müsse, wenn der Hafen durch einen vom oberen Hudson bis zu den fünf großen Binnenseen führenden Schiffskanal mit dem rasch aufblühenden Westen verbunden werde. Bereits am 4. Juli 1817 nahm man den Kanalbau in Angriff und vollendete ihn bis zum Jahre 1825 nach einem Kostenaufwande von nahezu 100 Millionen Kronen. Durch ihn erlangte New-York mit einem Schlage unter den großen Handelsplätzen des Ozeans die führende Stelle, denn der größte Teil des westlichen Frachtverkehrs, an dem bisher Boston, Philadelphia, Baltimore und New-Orleans rivalisierten, fiel nun der letzteren Stadt zu, die in dem Kanal die weitaus billigste und bequemste Verbindung mit dem Westen besaß.

Der Einführung der Dampfschiffe reichte sich die des Telegraphen und der Eisenbahn an. Der erstere wurde im Jahre 1837 von dem an der New-Yorker Universität angestellten Professor S. F. B. Morse erfunden. Bereits in den Jahren 1845 und 1846 erhielt New-York mit Philadelphia, Boston und Albany telegraphische Verbindungen. In den folgenden Jahrzehnten machten die New-Yorker ihre Stadt auch zum Ausgangspunkt großartiger, nach allen Teilen Amerikas sich erstreckender Eisenbahnen. So wurde New-York der große Ausfahrplatz für alles, was die Neue Welt an die Alte abzusetzen hat, und zugleich die große Eingangsstelle für alles, was die letztere an Menschen, Gütern und Ideen Amerika zuschickt.

Die Geldbörse in Wallstreet.

New-York ist für den Handel in Aktien, Bonds und Geld ein Hauptplatz der ganzen Welt. Die Börse dafür befindet sich in Wall Street, dem Mittelpunkt aller großen Finanztransaktionen. Das Gebäude ist eine Nachbildung des Tempels der *Basileus*

Athene, der Glückspenderin der alten Griechen. Von der Fassade aus gesehen, ist die Ähnlichkeit des Gebäudes mit seinem klassischen Vorbilde unverkennbar. Zeus freilich findet hier keine Opferstätte; andere Götzen haben ihn und die übrigen Götter Griechenlands verdrängt, und statt der Altäre und Opfersteine sind Tickers, Telephon- und Telegrapheninstrumente aufgestellt. In der Börsenhalle selbst befinden sich über 500 Telephonapparate und Endpunkte für dreißig verschiedene pneumatische Röhrensysteme. An der Wand ist ferner ein gläserner Ankündiger, ein Annunziator oder Bulletin tafel, die in 1200 verschiedenfarbige Quadrate eingeteilt ist, aufgestellt. Für jedes Mitglied der Börse ist eines dieser Quadrate bestimmt. Leuchtet in diesem Quadrat grünes Licht auf, so ist dies das Zeichen, daß das betreffende Mitglied an dem, an der Broad Street befindlichen Eingange des Börsengebäudes gewünscht wird; leuchtet ein rotes Licht auf, so wird hiemit dem Mitgliede kundgegeben, daß man es am Telephon wünscht. Mittels dieser und anderer gleich ingenüser und gleich kostspieliger Vorrichtungen ist für die Bequemlichkeit der Mitglieder in einer Art und Weise gesorgt, die die Wunder der magischen Lampe Aladins weit in den Schatten stellen. Der Bau hat aber auch über fünfzehn Millionen Kronen verschlungen.

In diesem Gebäude tagt die „New-York Stock Exchange“ genannte Organisation. Ihre Mitgliederzahl ist auf 1200 beschränkt und ihre Geschäfte bestehen hauptsächlich darin, für nicht zur Vereinigung gehörende Klienten Aktien und Bonds zu kaufen und zu verkaufen. Für Abwicklung solcher Geschäfte ist es Mitgliedern gestattet, eine Provision von ein Prozent des Barwertes jeglicher Transaktion zu berechnen. Die Nachfrage nach ihren Diensten ist so groß, daß durchschnittlich die im Jahr sich aus diesen Gesamtprovisionen der Mitglieder ergebende Summe sich auf etwa 70,000,000 Dollar oder 200,000 Dollar per Tag beläuft. Um diesen Goldregen mit einheimen zu dürfen, muß man Mitglied der Börse sein, und ein Sitz wurde dort neuerdings mit 91,000 Dollar bezahlt. Trotz alledem erzielt die Organisation von dem Verkauf dieser Sitze kein Ein-

kommen, denn sämtliche ursprüngliche Sitze sind längst verkauft, und Mitgliedern steht es frei, ihren Sitz an irgend jemanden, der dem Mitgliedschaftskomitee genehm ist, zu übertragen oder ihm zu vermachen.

Für die Meisten ist das Tun und Treiben in Wall Street ein Buch mit sieben Siegeln. Nur wenn ab und zu der Tanz um das goldene Kalb allzu sehr ausartet und dann den unvermeidlichen Krach nach sich zieht, wird vorübergehend die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf die Börse gelenkt, an der zuweilen in der Schnelle des Augenblicks Vermögen gewonnen werden, aber auch verloren gehen.

Handel und Industrie Chicagos.

Ist New-York der Hauptstz des Handels mit Wertpapieren, so nimmt Chicago im Vieh- und Getreidehandel nicht nur den ersten Platz in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, sondern auf der ganzen Erde ein. Die Zahl der auf den Markt gebrachten Tiere übersteigt jährlich fünfzehn Millionen Rinder, Schweine, Schafe und Pferde im Werte von nahezu 200 Millionen Dollars. Der Holzhandel beläuft sich auf zwei Billionen Fuß im Jahre, das versandte Getreide auf über 140 Millionen Bushels Mais, 110 Millionen Bushels Hafer, 70 Millionen Bushels Weizen und 4 Millionen Bushels Roggen. Schon daraus ist ersichtlich, welche ungeheure kommerzielle Bedeutung die Stadt im Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten hat, deren Aufschwung die Welt in Erstaunen versetzte. Keine andere Stadt hat soviel Industrie- und Handelszweige. Der erste Wollenträger erblickte im Jahre 1887 hier das Licht der Welt. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft hat sich Chicago unverkennbare Verdienste erworben, indem es zum Heim einer Großindustrie wurde, die landwirtschaftliche Geräte und Arbeitspasmashinen fabrizierte. Hier erstand auch der Kühlwagen zur Beförderung von Früchten und Fleisch, der im Laufe der Jahre bedeutend vervollkommenet wurde und den Anstoß zum Bau von Kühlmashinen in großen Warenhäusern und Schiffen gab, die es heute erlauben, frische und vergängliche Nahrungsmittel Tausende von Meilen zu befördern.

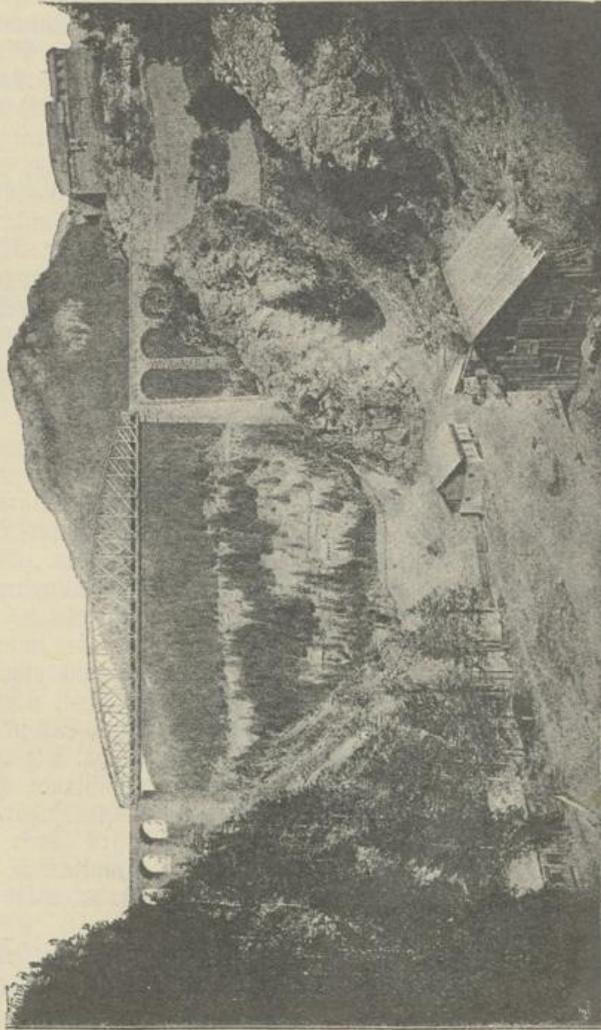
In den großen Schlachthäusern von

Chicago, die der Stadt den Beinamen des größten Fleischladens der Welt eingetragen haben, ist ein Heer von 50.000 Männern und Frauen mit der Zubereitung von Fleisch beschäftigt, das in alle Gegenden der Welt versandt wird. In diesen Schlachthöfen werden jährlich $3\frac{1}{4}$ Millionen Stück Rindvieh für menschliche Nahrung zubereitet, außerdem $4\frac{1}{2}$ Millionen Schafe, 8 Millionen Schweine (43 in der Minute). Wenn man alle Schweine in Frankreich in gleicher Geschwindigkeit auf die Schlachtbank beförderte, würde dies doch nur die zwischen Jänner und September liegende Zeit beanspruchen.

Chicago beschäftigt mehr Arbeiter, als viele Staaten in der Union. Es hat eine Klavierfabrik, die mehr Klaviere herstellt, als alle einschlägigen Fabriken in Frankreich. Insgesamt werden in der Stadt Musikinstrumente im Werte von 33 Millionen Dollars hergestellt. Die Schneidwerkstätten machen genügend Anzüge jährlich, um die ganze Bevölkerung Spaniens einzukleiden; seine Schuhmacher fabrizieren eine derartig große Anzahl von Stiefelwerken, um jeden Einwohner Mexikos mit Fußbekleidung versehen zu können. Chicagoer Baumeister haben hunderttausend Häuser gebaut; Möbelfabriken daselbst haben genug Hausgegenstände fabriziert, um jedes dieser Häuser mit einer Einrichtung von vierhundert Dollars im Werte zu versehen. Wenn die im Jahre 1907 allein errichteten Gebäude in einer Reihe aufgestellt worden wären, würden sie eine Straßenfront von 50 (engl.) Meilen erreicht haben. Chicago besitzt 85 Lagerhäuser, in denen sich die gesamte Weizenernte Großbritanniens aufspeichern läßt. Das hier im Jahre 1906 eingelieferte Getreide war

zweimal so groß, als die ungeheure kanadische Weizenernte.

Die einzig dastehende Zunahme Chicagos ist durchaus kein „Boom“ — kein tendenziöser Geschäftstaumel. So lange Getreide angebaut, Vieh gezüchtet wird und die Menschheit zu ihrer Existenz auf den Genuß dieser Nahrungsmittel angewiesen



Die Trisannabridge. (Text auf Seite 248.)

ist, wird Chicago seine Größe und Bedeutung nicht nur beibehalten, sondern noch vermehren, und dabei kommt der Stadt ihre geographische Lage außerordentlich zu statten. Der mittlere Westen sendet seine Produkte, sie liegt zwischen Kanada und der Hauptstadt und ist der Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes. Siebzehn Dampferlinien und vierundzwanzig Eisen-

bahnen haben hier einen Zentralpunkt geschaffen, der den Mississippi mit dem großen Seengebiet verbindet.

In Chicago wurden auch die ersten Pullmanwagen gebaut. Diese Firma beschäftigt heute achttausend Arbeiter, die wöchentlich zwanzig Salonwagen und dreihundert Lastwagen herstellen. Der geschäftliche Unternehmungsgeist einiger Bürger der Stadt gab auch den Ansporn für die Einrichtung riesiger Warenhäuser, in denen alles erhältlich ist. Eines der bedeutendsten ist das von Marshall Field, der am 16. Jänner 1906 in New-York starb. Er war ein Mann, der wie mancher andere von der Pike auf gedient und sich zu immer bedeutenderen Stellungen und zu enormem Reichtum aufgeschwungen hat: er soll ein Eigentum im Werte von etwa 150 Millionen Dollars hinterlassen haben. Marshall Field begann seine kaufmännische Laufbahn als gewöhnlicher Lehrling in einem großen Laden — dann begründete er ein eigenes Geschäft in Chicago. — 1871 hatte dieses einen Jahresumsatz von acht Millionen Dollars erreicht — und jetzt soll der Jahresumsatz bis auf etwa 64 Millionen Dollars gestiegen sein. In diesem Warenhaus sind etwa 4000 Menschen beschäftigt, während in dem Engroßgeschäfte, das die Firma Marshall Field und Kompagnie außerdem betreibt, noch weitere 5000 Personen angestellt sind.

Ein gigantisches Geschäftsgebäude.

Der Fieldsche Wolkenträger erhebt sich in der Breite eines ganzen Straßenblocks, zwölf Stockwerke hoch, an der Ecke von Washington und State Street, also im inneren Teile von Chicago, nicht weit vom Michigansee, und enthält nicht nur alle Warengattungen, die man zu kaufen nur irgend wünschen kann, sondern auch ein ausgezeichnetes Restaurant, das insbesondere von Damen viel benutzt wird und über 150 Gerichte und alkoholfreie Getränke auf der Speisekarte führt. Die Ausstattung des Restaurants und des übrigen Gebäudes ist außerordentlich solide und geschmackvoll, die Mahagonischränke sind von bester Art. Ueberall fallen Ordnung und Sauberkeit um so erfreulicher auf, als das Straßenbild in Chicago gerade in der inneren Stadt wenig anmutet, von Schmutz über und über starrt.

Außer den eigenen Geschäftsräumen der Firma ist in dem Gebäude noch eine der vorzüglichsten Bibliotheken Amerikas untergebracht, die im übrigen aber zu dem Geschäft in keinerlei Beziehungen steht. Es ist die berühmte John Crerar Library, so genannt nach ihrem 1889 verstorbenen Stifter, ebenfalls einem Kaufmann, der eine Summe von zwei Millionen Dollars dazu bestimmte, eine hervorragende wissenschaftliche Bibliothek zu gründen, die dem gesamten Publikum frei zugänglich sein sollte. Die Bibliothek ist jetzt auf fast hunderttausend Bände angewachsen. Die Grundsätze, auf denen Marshall Field seine Tätigkeit aufbaute, waren: Ueberlaste dein Geschäft nicht mit Hypotheken und Anleihen; gib deine Ware nicht auf Rechnung ab, sondern nur gegen Barzahlung; borge nicht; spekuliere nicht! Von Marshall Fields gemeinnützigem Sinn zeugt eins der größten Museen der Welt, das im Anschluß an die Weltausstellung in Chicago 1893 zustande kam.

Diese gigantischen Geschäftsgebäude, zu denen das von Marshall Field gehört, haben natürlich in allen anderen Großstädten der Vereinigten Staaten Eingang gefunden. An der Spitze steht in New-York Wanamakers Riesentablfissement am Astor-Platz. Bierzehn Stockwerke hoch ragt der imponierende Bau, der die runde Summe von 3,500.000 Dollar verschlungen hat, über das Straßenniveau empor. Eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges ist darin z. B. der in italienischer Frührenaissance gehaltene Musiksaal, in dem 1500 Zuhörer bequem Platz haben und dessen Decke von mehreren der stärksten Stahlsäulen, die je bei einem Bau verwendet wurden, getragen wird.

Die Entstehung der Warenhäuser.

Nicht einem plötzlich auftretenden Gründungsfieber, wie der oberflächlich Sehende wohl annimmt, sondern einer allmählichen Entwicklung verdanken diese Warenhäuser ihre Entstehung. Sie gehören, wie wunderbar es klingen mag, zu den Pionieren der Kultur, haben sie doch schon vor vielen Jahrzehnten der weißen Rasse ermöglichen helfen, auch in solchen Gebieten des gewaltigen Kontinents festen Fuß zu fassen, die ihr anscheinend jede Möglichkeit eines erträglichen Lebens versagten. Wo Menschen

sich zu einer Ansiedelung in den Vereinigten Staaten zusammenfanden, tat sich alsbald der Kaufladen auf, allen eine frohe Verheißung, daß die Siedelung standhalten werde. Nicht den Alleinvertrieb der Artikel einer einzigen Branche machte er sich zur Aufgabe, war doch hierfür der Kundenkreis zu klein und die Nachfrage nach feineren Qualitäten zu gering, wohl aber die Versorgung der Ansiedler mit allen Gegenständen, deren sie zu ihrer Ausrüstung und wirtschaftlichen Existenz bedurften. So war der Kaufladen in Wirklichkeit ein Warenhaus, das mehrere Duzend Spezialgeschäfte ersetzte und in dieser Alleinherrschaft seine Stärke fand.

Ergötzlich schildern Cooper, Sealsfield und Gerstäcker in Lederhumpferzählungen, Lebensbildern und Romanen der westlichen Erdhälfte, wie es in solch einem roh aus Balken und Brettern gefügten Warenhause zugeht und was für tausenderlei Artikel in ihm vereint waren. Wer vielleicht nur mit einer alten Hose bekleidet in den Laden hineinkam, konnte ihn, wofern er nur die notwendige Anzahl Dollars oder als Tauschobjekt einige Duzend wertvoller Felle zurückließ, in wenigen Minuten als modern gekleideter Gentleman, als gut ausgerüsteter Trapper oder als praktisch und solid ausgestatteter Farmer verlassen.

Was in recht urwüchsiger Form unter dem Zwange der Verhältnisse begonnen wurde, ist, veranlaßt durch das schnelle Anwachsen der amerikanischen Städte und die zunehmende Neigung des ständig anschwellenden Großkapitals für Ringbildung und Meisterung des Detailhandels, in der Folgezeit zu immer höherer Vollkommenheit gebracht worden. Das Prinzip, um des Gewinnes willen die Artikel möglichst vieler Branchen im Warenhause gegen Barzahlung zum Verkauf zu stellen, wurde konsequenter und insofern erproblicher durchgeführt, als man das Haus vergrößerte und eleganter ausstattete, die geschmackvolleren Neigungen und die Be-

quemlichkeitsanforderungen eines feineren Publikums berücksichtigte, die Vorschriften der Mode schnell befolgte und die allgemeine Aufmerksamkeit mit überraschenden Neuheiten fesselte.

Dry Goods Stores nannten sich diese Geschäfte — eine Bezeichnung, die sie noch heute behalten haben, mag sie sich auch mit dem Inhalt des Hauses selten decken, denn der Ausdruck Dry Goods heißt wörtlich „trockene Waren“ und phrasologisch Mobewaren oder Ellenwaren. Aber über den engen Kreis der Mode- und Ellenwaren sind die Dry Goods Stores schon längst hinaus; sie legen sich keine Beschränkungen mehr auf und haben ihren trocknen Departements recht feuchte hinzugefügt, in denen nicht nur riesige Vorräte an Weinen, Flaschenbieren und Bifören aufgestapelt sind, sondern auch breite Marmorbassins mit fließendem Wasser und lebenden Fischen ihren Standort haben und sich hinter einer langen, marmorbelegten Fleischbank und weißbeschürzten Verkäufern stattliche Eisschränke hinziehen, hinter deren Spiegelscheiben ganz wie im Metzgerladen sehr appetitlich Duzende mächtiger Rinderviertel hängen. Zu alledem bellende Zierden der Hundewelt, Zimmerpflanzen, Palmen und Orchideen, photographisches Atelier, zahnärztliches Kabinett, Nachweisebureau für häusliche Diensthöten u. dgl.

Andere Zetten — andere Menschen und — andere Ideale. Verschwunden ist das alte Kaufhaus und Ladengeschäft, das seine Stärke in einer bestimmten Branche und im Festhalten an gewissen ehrwürdigen Traditionen suchte. Massenproduktion, Massenkonsum und Massenverkehr hat den eigenartigen Zauber, die Poesie hinweggesetzt, die das Kaufhaus der alten Zeit mit seinen stillrechnenden Menschen umwob. Auch in der Welt des Kaufmanns ist es ganz anders geworden wie damals, als man pedantisch mit der Gänsefeder in altmodische Hauptbücher sein „Soll und Haben“ eintrug.

„Ein heiliger Krieg!“

Von C. Mg. L.

Am 15. Dez. 1910 tagte in Wien die Volksversammlung des „Volksaufklärungsvereines“, die gegen den lite-

rarischen Schmutz entschieden Stellung nahm. In der einstimmig angenommenen Entschließung heißt es:

„1. Die Versammlung erklärt es als eine Pflicht der staatlichen Gewalt, gegen die Verbreitung der das Volk geistig vergiftenden Schund- und Schmutz-literatur und der obszönen Bilder mit aller Strenge anzukämpfen und fordert sämtliche Faktoren des öffentlichen Lebens, insbesondere auch die Presse, auf, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln diese Volkspest zu unterdrücken.

2. Die Versammlung fordert die gesamte Bevölkerung, als Erstbetrigte, auf, sich einmütig gegen diese hereinbrechende Flut zu erheben und die dagegen bereits unternommenen Aktionen durch kräftige Mitwirkung zu unterstützen.

3. Die Versammlung drückt ferner allen, die sich um die Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur bemüht haben, den Dank aus und fordert endlich die Bevölkerung auf, den Verein „Volksaufklärung“, Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher, Schriften, Zeitungen und Bilder — mit dem Sitz Wien I., Sonnenselgasse 17 — der sich diesen Kampf zu seinem Ziele erwählt hat, durch Beitritt und sonstige Förderung nachdrücklichst zu unterstützen.“

Was ist, was die Augen so vieler fesselt, wenn sie vor den Auslagen mancher Buchhandlungen und Tabaktrafiken stehen bleiben und die dort ausgestellten literarischen Erzeugnisse betrachten? Was bildet vielfach die Reizelektüre vieler „Gebildeten“?

Es sind Schundromane, die oft unter äußerst verführerischen Titelbildern und unter pikanten Aufschriften in Unmassen vertrieben werden.

Wie viele unschuldige Augen nehmen da in den dargestellten Obszönitäten den Keim der Verführung in sich auf.

In zahllosen Exemplaren werden die

Verlagskataloge der literarischen Panscherwerkstätten überallhin versandt.

In vielen Zehntausenden schwärmen die häßlichen Fledermäuse, die aus den Grabkammern des sittlichen Moders und Verfalles hervorgekrochen kamen, hinaus bis in die letzten Dörfer. Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise den Inhalt dessen zu bezeichnen, was einzelne Lotterwirtschaften des Buchhändlergewerbes als „Pikantissima“ mit ihren Reklamekatalogen in Vertrieb zu bringen suchen.

Verberstäten, die nur das vergiftete Gehirn erblich Belasteter ausbrüten konnte und die der gesunde unverdorben Mensch kaum vom Hörensagen kennt, Scheußlichkeiten, die selbst dem Tiere fremd sind, werden hier in lüsternten Texten und Bildern angepriesen.

Es ist eine Erziehung zur traurigsten Entartung und vermutlich die Methode, die am meisten unsere Irrenanstalten füllt. (cf. „Reichspost“, XVII. Nr. 344.) Ein übler Pesthauch lagert über der ganzen Menschheit und unsere Sache ist es nun, wieder für eine reine Atmosphäre zu sorgen.

Wie ein läuternder Sturm muß es über die Länder segeln und nur dann werden endgültig aus den geheimen Schlupfwinkeln verschwinden alle die anrüchigen Schönheits- und Kunstvereine, die zweifelhaften Vorträge und pikanten Theaterstücke, Reden und Unterhaltungen, die ekelhaften Bücher, Bilder und Karten und alle die Heimstätten des Lasters, wo es gewohnheitsmäßig betrieben wird. Gesunde Kost werden die Menschen dann wieder essen und nicht mehr Schweinefutter auf goldenen Tellern! (vd. „Jung-Desterreich“ X. II.)

Allgemein und energisch muß der Kampf gegen die öffentliche Unstittlichkeit geführt werden, damit nicht aus einer früh verdorbenen Jugend ein entnerbtes Geschlecht heranwache.

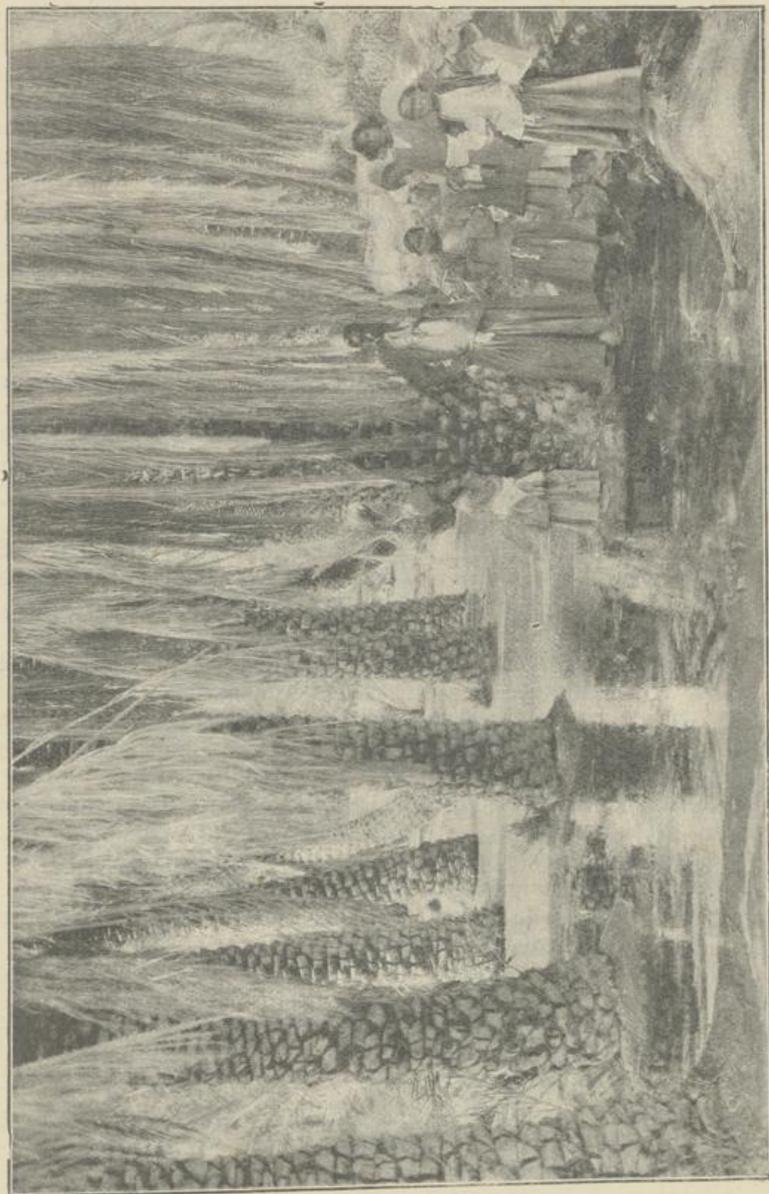
Herders Konversations-Lexikon ergänzt bis 1910.

In einem recht amüsant geschriebenen Feuilleton wurde vor kurzem ein „Zukunftsbild“ entworfen, wie es in nicht allzuferner Zeit mit unserer Ernährung

aussehen werde, wenn die chemische Konzentrierung und Konzentrierung unserer Nahrungsmittel sich so weiter entwickle wie in der letzten Zeit. Da werde sich

kein Tourist mehr mit einem schweren Rucksack voll Brot, Schinken, Wurst u. a. zu schleppen brauchen. Eine kleine Blechdose mit verschiedenen Tabletten würde Nahrung für ein paar Tage bieten. Die

eine Tablette vereinigt in sich den Nährwert eines Beefsteaks, die andere erlegt eine tüchtige Schnitte Brot, die dritte ein paar Eier usw. Proviant für acht Tage in der Westentasche, wельch eine



Im Schatten der Palmen von Halband, einer Dase in Persien.

(Text auf Seite 220.)

Mus: Eben Hedlin, „Du Land nach Indien durch Persien, Sefidan, Belur (Schirvan)“ (Leipzig, B. A. Brockhaus) 2 Bde. geb. 20 M.

Ausficht! Freilich Zukunftsmusik. Aber auf einem anderen Gebiet ist diese Kondensierung und Konzentrierung schon Wirklichkeit geworden. Herders Konversations-Lexikon bietet in seinen zahllosen Artikeln „kondensierte Wissenschaft“.

Aus den unendlichen Bändereihen, die die Regale unserer wissenschaftlichen Bibliotheken füllen, ist von hervorragenden Fachmännern aller einzelnen Zweige der Wissenschaften das Wissenswerte in knappster Form, aber gleichwohl klar und leicht

verständlich mitgeteilt, und das in staunenswerter Fülle und Vollständigkeit. Durch den im Herbst 1910 erschienenen Ergänzungsband (für sich K 18.—) ist das Werk in allen Richtungen bis auf die Gegenwart ergänzt. Alle neuen Forschungen, Errungenschaften und Ereignisse haben Berücksichtigung gefunden. Auch die Genauigkeit, Klarheit und Vielseitigkeit des Werkes ist überraschend. Wort und Bild unterfügen einander auf das beste und alle Fächer sind berücksichtigt. Herders Konversations-Lexikon mit seinen neun Bänden (K 138.—) genügt, wie die Erfahrung gezeigt hat, durchaus allen Ansprüchen, die man hinsichtlich der Vollständigkeit, Vielseitigkeit, Zuverlässigkeit, Wissenschaftlichkeit, Objektivität an ein modernes Nachschlagewerk zu stellen berechtigt ist.

Mit ganz besonderer Genugtuung aber muß es uns Oesterreicher erfüllen, daß das Herdersche Konversations-Lexikon unsere österreichischen Verhältnisse eingehend und ausgiebig berücksichtigt. Es gibt kein anderes Lexikon, das der österreichischen Geschichte und Geographie, dem österreichischen Kultur- und Geistesleben die gleiche Beachtung schenkte. Ganz vorzüglich werden die wichtigeren Fragen der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Schule zc., ganz besonders auch die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse der gesamten Monarchie wie der einzelnen Kronländer besprochen. In umfangreicher Weise werden bei den Lebensbeschreibungen hervorragende österreichische Persönlichkeiten berücksichtigt. Ueber die neuesten inneren Tagesfragen sowohl wie über die gesamte innere Politik sind die Herausgeber bestens unterrichtet. Ausnahme und Erklärung gefunden haben z. B. im neuesten Band die heute viel genannten Begriffe Austroslawismus und Neoslawismus, Trialismus und Großösterreich. Der Artikel „Oesterreichisches Recht“ informiert in klarer, übersichtlicher Weise über den Stand unserer Rechtsreformbewegung, der

Artikel „Oesterreichisch-Ungarische Bank“ über die so viel erörterte Bankfrage. Der Artikel „Sprachenfrage“ gibt Aufschluß über die verschiedenen Vereinbarungen und Bestrebungen in den einzelnen Kronländern, der Artikel „Sozialversicherung“ enthält eine eingehende Darstellung der großen Reformvorlage, der über „Privatbeamten-Versicherung“ bringt eine übersichtliche Inhaltsangabe dieses neuen österreichischen Zweiges der Zwangsversicherung, auch das Kmetenrecht, die Rübenrationierung, die neuen parteipolitischen Organisationen, wie die Slawische Union, der Deutsche Nationalverband zc. sind nicht vergessen, und unter den nationalen Schutzvereinen ist auch schon die neue Gründung der „Ostmark“ berücksichtigt und in einem besonderen Artikel behandelt. Neu aufgenommen sind die in der neuesten Zeit in den Vordergrund getretenen österreichischen Persönlichkeiten, so u. a. Luegers Nachfolger Neumayer, Minister Ritter, der neue Präsident des Abgeordneten-Hauses Patai zc.

Aus all dem kann man leicht ersehen, daß die Herausgeber des Herderschen Konversations-Lexikons in dem Ergänzungsband ebenso wie im Hauptwerk auf eifrigste bemüht waren, in ihrem Unternehmen die österreichischen Verhältnisse in umfassender Weise zu betonen und zu berücksichtigen. Auch in diesem Band läßt die Genauigkeit und Gediegenheit der verschiedenen Artikel erkennen, daß die Redaktion von einer stattlichen Reihe von Fachleuten, Gelehrten und Schriftstellern aus allen Kronländern beraten und unterstützt worden ist. Eine Ehrenpflicht jedes guten Oesterreichers ist es nun, dazu beizutragen, daß dieses hervorragende Werk eine seinen hohen Vorzügen entsprechende Verbreitung finde. Die Anschaffung des wertvollen Werkes wird noch dadurch erleichtert, daß es von den meisten Buchhandlungen auch gegen geringe Monatsraten geliefert wird.

Die neue Hochquellenleitung Wiens.

Der 2. Dezember 1910 wird in der Geschichte der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien ein denkwürdiger im guten Sinne des Wortes

bleiben, denn an diesem Tage konnte nach zehnjährigen umfassenden Arbeiten die unter dem Bürgermeister Dr. Lueger beschlossene und begonnene neue Hochquellen-

leitung eröffnet werden. Diese Hochquellenleitung, das größte Bauunternehmen, welches unter der christlichsozialen Wiener Gemeindeverwaltung ausgeführt wurde, ist imstande, der Stadt Wien eine ständige Menge von täglich 2 Millionen Hektolitern besten Trinkwassers aus den Quellengebieten des Hochschwab (Obersteiermark) zuzuführen (gegen durchschnittlich 1,380.000 Hektoliter der ersten Hochquellenleitung). Während in Wien bisher per Kopf und Tag je 57 Liter Wasserverbrauch entfielen, leisten nunmehr beide Leitungen zusammen 160 Liter pro Kopf und Tag, also ein Quantum, das nach den Statistiken der Volksvermehrung Wiens und des Wasserverbrauches mindestens für 50 Jahre genügen wird.

In unserer zu Uebertreibungen stark hinneigenden Zeit hört man vielfach die neue Hochquellenleitung Wiens als die größte aller modernen Wasserleitungsanlagen bezeichnen. Unstreitig zählt sie mit ihrer Länge von 191 Kilometern und ihrem Kostenaufwande von zirka 80 Millionen Kronen zu den mächtigsten aller Aquädukte alter und neuer Zeit, ohne aber tatsächlich die größte zu sein. Es sei hier nur flüchtig daran erinnert, daß der Ruhm, die größte Wasserleitung der ganzen Welt zu besitzen, der Stadt New-York gehört, deren noch im Bau befindlicher Catskill-Aquädukt imstande sein wird, Groß-New-York täglich mit 600 Millionen Gallonen Wasser zu versehen. Die Kosten für dieses, alle alten und modernen Bauwerke für Wasserversorgung weit übertreffende Riesenswerk sind schon im Voranschlag auf 162 Millionen Dollar, also auf 800 Millionen Kronen angelegt! Ausführlicheres über dieses grandiose, an Baukosten fast dem Panama-Durchstich gleichkommende Werk vielleicht in einem der nächsten Hefte des „Immergrün“.

Die neue Wiener Wasserleitung wird durch sechs mächtige Quellen — Brunngraben, Höllbachquellen, Kläfferbrünne, Seisenstein, Siebenseen und Schreierklammquelle — gespeist, welche durchwegs den gegen das Tal der steiermärkischen Salza abfallenden nördlichen Vorbergen und Hängen des Hochschwab entspringen und sich auf die etwa 40 Kilometer lange

Flußstrecke von Gufwerk bis Wildalpe verteilen. Die mächtigste Quelle ist die Kläfferbrünne, welche bei größeren Niederschlägen imstande ist, die konzeditierten 2 Millionen Hektoliter allein zu liefern. Sie hatte selbst zur Zeit der letzten, ganz abnormen Wassernot (Februar 1909) noch eine Tagesergiebigkeit von 600.000 Hektolitern. Auch die schon durch die bisherigen Fassungen der Siebenseen gewonnene Wassermenge belief sich damals noch auf 370.000 Hektoliter und auch die anderen Quellen gaben noch so viel Wasser, daß die konzessionsmäßige Höchstmenge noch reichlich gedeckt gewesen wäre. Von der Größe der neuen Wasserleitung geben nachstehende Ziffern einen Begriff: Länge der Hauptleitung (Aquäduktstrecke) von Weichselboden bis zu den Endkammern in Mauer 170 Kilometer; Länge der Zuleitungen: der Brunngrabenquelle bis Weichselboden 11 Kilometer, der Siebenseenquellen 5 Kilometer, der Schreierklammquelle 3 Kilometer, der Seisensteinquelle 1 Kilometer, zusammen 190 Kilometer. Die Gesamtlänge der ersten Hochquellenleitung beträgt dagegen samt Zuleitungen 112 Kilometer. Die Aquäduktstrecke setzt sich aus drei Leitungstypen zusammen: Stollen, kurrenter Kanal und 20 Rohrleitungen (Syphons); dazu kommen noch etwa 100 Objekte (Aquädukte, Kanal- und Rohrbrücken), welche zur Uebersezung von Gräben und Tälern dienen. Ueber die Länge der einzelnen Typen gibt folgende Tabelle in abgerundeten Ziffern Aufschluß: Von dem 170 Kilometer langen Zug der Hauptleitung entfallen: 74.129 Kilometer auf Kanalleitungen, 77.020 Kilometer auf Stollenleitungen, 6.200 Kilometer auf 100 Stück Aquädukte, 1.100 Kilometer auf eine Rohrleitung bei Weichselboden, 0.232 Kilometer auf den Salzachsyphon, 13.06 Kilometer auf vier Syphons zur Unterbäderung des Lechnergrabens, Jbbsflusses, Gamingbaches und Erlaufflusses, 10.119 Kilometer auf 14 andere Syphons. Um die großen Wassermassen der Hochquellenleitung ihrer Bestimmung zuzuführen, muß das Wiener Verteilungsrohrnetz organisch ausgestattet werden, zu welchem Zwecke 11 neue Reservoirs (darunter die Reservoirs Hadenberg, Hungerberg und Kobenzl) und drei neue

verständlich mitgeteilt, und das in staunenswerter Fülle und Vollständigkeit. Durch den im Herbst 1910 erschienenen Ergänzungsband (für sich K 18.—) ist das Werk in allen Richtungen bis auf die Gegenwart ergänzt. Alle neuen Forschungen, Errungenschaften und Ereignisse haben Berücksichtigung gefunden. Auch die Genauigkeit, Klarheit und Vielseitigkeit des Werkes ist überraschend. Wort und Bild unterfügen einander auf das beste und alle Fächer sind berücksichtigt. Herders Konversations-Lexikon mit seinen neun Bänden (K 138.—) genügt, wie die Erfahrung gezeigt hat, durchaus allen Ansprüchen, die man hinsichtlich der Vollständigkeit, Vielseitigkeit, Zuverlässigkeit, Wissenschaftlichkeit, Objektivität an ein modernes Nachschlagewerk zu stellen berechtigt ist.

Mit ganz besonderer Genugtuung aber muß es uns Oesterreicher erfüllen, daß das Herdersche Konversations-Lexikon unsere österreichischen Verhältnisse eingehend und ausgiebig berücksichtigt. Es gibt kein anderes Lexikon, das der österreichischen Geschichte und Geographie, dem österreichischen Kultur- und Geistesleben die gleiche Beachtung schenkte. Ganz vorzüglich werden die wichtigeren Fragen der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Schule zc., ganz besonders auch die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse der gesamten Monarchie wie der einzelnen Kronländer besprochen. In umfangreicher Weise werden bei den Lebensbeschreibungen hervorragende österreichische Persönlichkeiten berücksichtigt. Ueber die neuesten inneren Tagesfragen sowohl wie über die gesamte innere Politik sind die Herausgeber bestens unterrichtet. Ausnahme und Erklärung gefunden haben z. B. im neuesten Band die heute viel genannten Begriffe Austroslawismus und Neoslawismus, Trialismus und Großösterreich. Der Artikel „Oesterreichisches Recht“ informiert in klarer, übersichtlicher Weise über den Stand unserer Rechtsreformbewegung, der

Artikel „Oesterreichisch-Ungarische Bank“ über die so viel erörterte Bankfrage. Der Artikel „Sprachenfrage“ gibt Aufschluß über die verschiedenen Vereinbarungen und Bestrebungen in den einzelnen Kronländern, der Artikel „Sozialversicherung“ enthält eine eingehende Darstellung der großen Reformvorlage, der über „Privatbeamten-Versicherung“ bringt eine übersichtliche Inhaltsangabe dieses neuen österreichischen Zweiges der Zwangsversicherung, auch das Kmetenrecht, die Rübenrationierung, die neuen parteipolitischen Organisationen, wie die Slawische Union, der Deutsche Nationalverband zc. sind nicht vergessen, und unter den nationalen Schutzvereinen ist auch schon die neue Gründung der „Ostmark“ berücksichtigt und in einem besonderen Artikel behandelt. Neu aufgenommen sind die in der neuesten Zeit in den Vordergrund getretenen österreichischen Persönlichkeiten, so u. a. Suegers Nachfolger Neumayer, Minister Ritter, der neue Präsident des Abgeordneten-Hauses Patai zc.

Aus all dem kann man leicht ersehen, daß die Herausgeber des Herderschen Konversations-Lexikons in dem Ergänzungsband ebenso wie im Hauptwerk auf eifrigste bemüht waren, in ihrem Unternehmen die österreichischen Verhältnisse in umfassender Weise zu betonen und zu berücksichtigen. Auch in diesem Band läßt die Genauigkeit und Gediegenheit der verschiedenen Artikel erkennen, daß die Redaktion von einer stattlichen Reihe von Fachleuten, Gelehrten und Schriftstellern aus allen Kronländern beraten und unterstützt worden ist. Eine Ehrenpflicht jedes guten Oesterreichers ist es nun, dazu beizutragen, daß dieses hervorragende Werk eine seinen hohen Vorzügen entsprechende Verbreitung finde. Die Anschaffung des wertvollen Werkes wird noch dadurch erleichtert, daß es von den meisten Buchhandlungen auch gegen geringe Monatsraten geliefert wird.

Die neue Hochquellenleitung Wiens.

Der 2. Dezember 1910 wird in der Geschichte der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien ein denkwürdiger im guten Sinne des Wortes

bleiben, denn an diesem Tage konnte nach zehnjährigen umfassenden Arbeiten die unter dem Bürgermeister Dr. Sueger beschlossene und begonnene neue Hochquellen-

leitung eröffnet werden. Diese Hochquellenleitung, das größte Bauunternehmen, welches unter der christlichsozialen Wiener Gemeindeverwaltung ausgeführt wurde, ist imstande, der Stadt Wien eine ständige Menge von täglich 2 Millionen Hektolitern besten Trinkwassers aus den Quellengebieten des Hochschwab (Obersteiermark) zuzuführen (gegen durchschnittlich 1,380.000 Hektoliter der ersten Hochquellenleitung). Während in Wien bisher per Kopf und Tag je 57 Liter Wasserverbrauch entfielen, leisten nunmehr beide Leitungen zusammen 160 Liter pro Kopf und Tag, also ein Quantum, das nach den Statistiken der Volksvermehrung Wiens und des Wasserverbrauches mindestens für 50 Jahre genügen wird.

In unserer zu Uebertreibungen stark hinneigenden Zeit hört man vielfach die neue Hochquellenleitung Wiens als die größte aller modernen Wasserleitungsanlagen bezeichnen. Unstreitig zählt sie mit ihrer Länge von 191 Kilometern und ihrem Kostenaufwande von zirka 80 Millionen Kronen zu den mächtigsten aller Aquädukte alter und neuer Zeit, ohne aber tatsächlich die größte zu sein. Es sei hier nur flüchtig daran erinnert, daß der Ruhm, die größte Wasserleitung der ganzen Welt zu besitzen, der Stadt New-York gehört, deren noch im Bau befindlicher Catskill-Aquädukt imstande sein wird, Groß-New-York täglich mit 600 Millionen Gallonen Wasser zu versehen. Die Kosten für dieses, alle alten und modernen Bauwerke für Wasserversorgung weit übertreffende Riesenswerk sind schon im Voranschlag auf 162 Millionen Dollar, also auf 800 Millionen Kronen angesetzt! Ausführlicheres über dieses grandiose, an Baukosten fast dem Panama-Durchstich gleichkommende Werk vielleicht in einem der nächsten Hefte des „Immergrün“.

Die neue Wiener Wasserleitung wird durch sechs mächtige Quellen — Brunngraben, Höllbachquellen, Kläfferbrünne, Seisenstein, Siebenseen und Schreierklammquelle — gespeist, welche durchwegs den gegen das Tal der steiermärkischen Salza abfallenden nördlichen Vorbergen und Hängen des Hochschwab entspringen und sich auf die etwa 40 Kilometer lange

Flußstrecke von Gufwerk bis Wildalpe verteilen. Die mächtigste Quelle ist die Kläfferbrünne, welche bei größeren Niederschlägen imstande ist, die konzeditierten 2 Millionen Hektoliter allein zu liefern. Sie hatte selbst zur Zeit der letzten, ganz abnormen Wassernot (Februar 1909) noch eine Tagesergiebigkeit von 600.000 Hektolitern. Auch die schon durch die bisherigen Fassungen der Siebenseen gewonnene Wassermenge belief sich damals noch auf 370.000 Hektoliter und auch die anderen Quellen gaben noch so viel Wasser, daß die konzessionmäßige Höchstmenge noch reichlich gedeckt gewesen wäre. Von der Größe der neuen Wasserleitung geben nachstehende Ziffern einen Begriff: Länge der Hauptleitung (Aquäduktstrecke) von Weichselboden bis zu den Endkammern in Mauer 170 Kilometer; Länge der Zuleitungen: der Brunngrabenquelle bis Weichselboden 11 Kilometer, der Siebenseenquellen 5 Kilometer, der Schreierklammquelle 3 Kilometer, der Seisensteinquelle 1 Kilometer, zusammen 190 Kilometer. Die Gesamtlänge der ersten Hochquellenleitung beträgt dagegen samt Zuleitungen 112 Kilometer. Die Aquäduktstrecke setzt sich aus drei Leitungstypen zusammen: Stollen, kurrenter Kanal und 20 Rohrlösungen (Syphons); dazu kommen noch etwa 100 Objekte (Aquädukte, Kanal- und Rohrbrücken), welche zur Uebersezung von Gräben und Tälern dienen. Ueber die Länge der einzelnen Typen gibt folgende Tabelle in abgerundeten Ziffern Aufschluß: Von dem 170 Kilometer langen Zug der Hauptleitung entfallen: 74.129 Kilometer auf Kanalleitungen, 77.020 Kilometer auf Stollenleitungen, 6.200 Kilometer auf 100 Stück Aquädukte, 1.100 Kilometer auf eine Rohrlösung bei Weichselboden, 0.232 Kilometer auf den Salzachsyphon, 13.06 Kilometer auf vier Syphons zur Unterbäderung des Lechnergrabens, Jbbsflusses, Gamingbaches und Erlaufflusses, 10.119 Kilometer auf 14 andere Syphons. Um die großen Wassermassen der Hochquellenleitung ihrer Bestimmung zuzuführen, muß das Wiener Verteilungsrohrnetz organisch ausgestattet werden, zu welchem Zwecke 11 neue Reservoirs (darunter die Reservoirs Hadenberg, Hungerberg und Kobenzl) und drei neue

Hebewerke hergestellt und 41 Kilometer Zuleitungsrohrstränge (von 100 bis 1100 Millimeter) verlegt werden müssen. Nach Vollendung dieser Verteilungsanlagen können die heutigen Hebewerke Breitensee und Wasserturm Favoriten aufgelassen werden, da dann die dazu gehörigen Reservoir Breitensee, Schafberg, Wienerberg von der Maurer Druckentlastungskammer aus durch natürlichen Druck gespeist werden können. Von den bezeichneten Anlagen wurden in der ersten Bauperiode, das ist bis zu der am 2. Dezember 1910 vorgenommenen feierlichen Betriebsöff-

nung der zweiten Hochquellenleitung, die Hauptleitung von der Kläfferbrünne bis Mauer sowie die Zweigleitungen der Siebensee- und Schreierklammquelle samt Quellsfassungen und von den Wiener Verteilungsanlagen die Zuleitungen nach Rosenhügel, Breitensee und Schafberg hergestellt, womit allein schon jede Wassernot in dem heute von der ersten Hochquellenleitung mit Wasser versorgten Gebiete vollständig behoben erscheint; auch ist damit schon die Möglichkeit einer, wenn auch nur provisorischen teilweisen Versorgung des 21. Bezirkes gegeben.

* * *

Einer Braut ins Kochbuch.

Nimm hin dies Buch aus lieber Hand,
Von treuem Herz geweiht,
Nimm's hin als meiner Liebe Pfand
Zum bräutlichen Geschmeid.

Es möge dann am eig'nen Herd
Dir stets Berater sein,
Ob Gäste Ihr zu Tisch begehrt,
Ob froh Ihr eßt zu Zwei'n.

Und wenn dereinst die Stunde kommt,
Wo leis die Sorge pocht,
Als Köchin weißt Du, was da frommt
Und wie man Herbes locht.

Dann nimm zu Deiner Jugend Glück
Des Lebens Ernst dazu,
Und rühre es mit Kennerblick
Zu einem Brei im Nu.

Gib ein paar Lot Geduld daran
Des Weibes stärkster Schild,
Mit Frauenwürde richt' es an
Und sieh — es schmeckt dann mild.

Anna v. Federfeld.

Sven Hedin „Zu Land nach Indien“*)

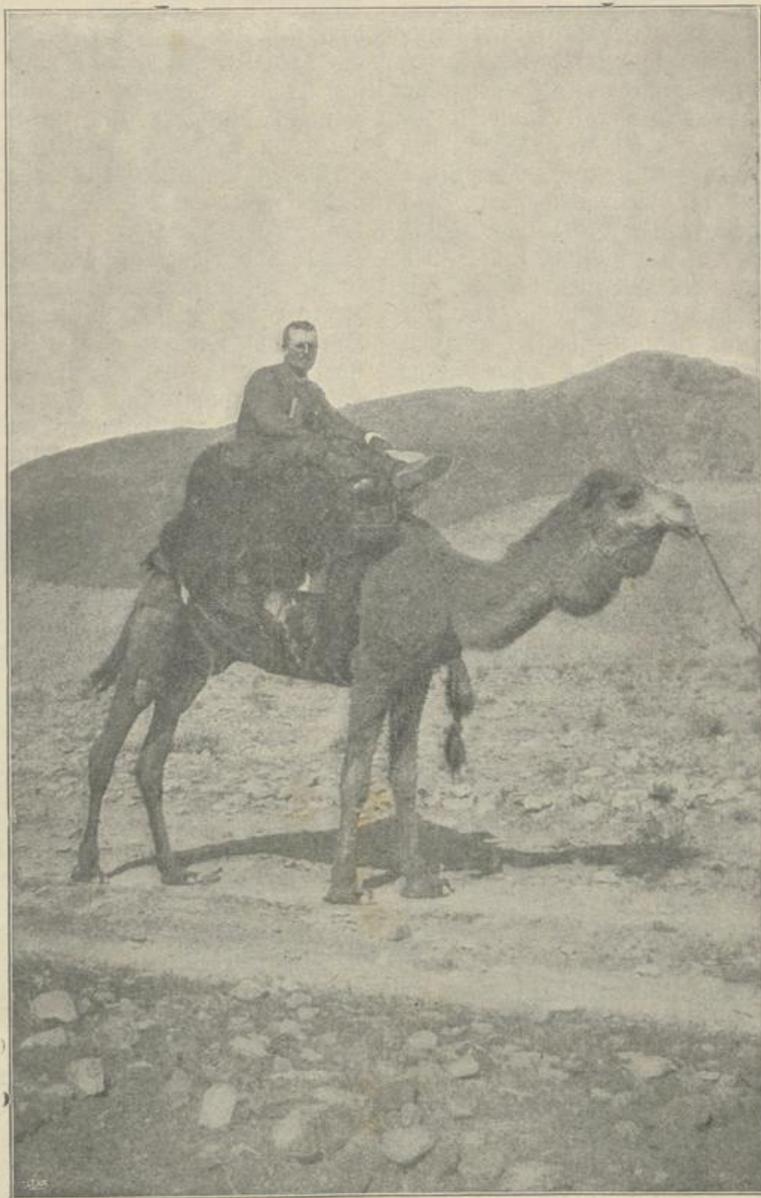
ist da! Zu glücklicherer Stunde konnte nicht wohl ein Buch erscheinen als dieses neue Werk von Hedin. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt die ganze Welt den Todeskampf des persischen Reiches, an dessen Sterbelager die barmherzigen Samariter, England und Rußland, sitzen, um — die Erbschaft eifersüchtig zu überwachen! Wird das Reich des Cyrus und Darius, das ehemals das ganze ungeheure Asien beherrschte, aber schon seit Jahrhunderten unter dem Saude seiner Wüsten und den Trümmern seiner einst gewaltigen Städte wie begraben liegt, sich noch einmol aufraffen, seine Kranken-

wärter verjagen und nochmals dem Orient seine Gesetze vorschreiben? Die Geschichte einer halben Welt ruht in dieser Frage, und nun kommt kein Geringerer als Sven Hedin, der berühmte Entdeckungsreisende, um uns die Geheimnisse Persiens zu entschleiern und die ungezählten Tausende seiner Leser mit sich zu führen zu einem Eroberungszuge in das Land der Sonne und des Löwen. Und wieder ist es ein Siegeszug des Forschers wie des Schriftstellers Hedin. Seine Reise durch Persien ist die Overture seiner letzten abenteuerlichen Durchquerung Tibets, die er mit seiner größten Tat, der wunderbaren Entdeckung des „Transhimalaja“, krönte. 4000 Kilometer von Batum am Schwarzen Meer bis Ruschk, von wo ihn die englisch-indische Eisenbahn an den Rand der Hochebenen Tibets beförderte, und von dieser ungeheuren Strecke

*) Zu Land nach Indien durch Persien, Seistan, Belutschistan. Von Sven Hedin. Mit 308 ein- und mehrfarbigen Abbildungen und zwei Karten. In zwei Bänden elegant gebunden 24 K. Auch in 36 Lieferungen zu je 6 Heller. (Leipzig, Brockhaus.)

2400 Kilometer schaukelnd auf dem Schiff der Wüste, dem Rücken des Kamels, solch eine Leistung nur so als Vorspeise hat wahrlich etwas Uebermenschliches und

flößt uns vor dem Wagemut und der hartnäckigen Ausdauer ihres Helden immer wieder Bewunderung und Staunen ein. Und was hat Hedin wieder alles erlebt



Sven Hedin auf dem Weg nach Belutschistan.

Aufgenommen von dem Afghanen Muhamed Achref Chan.

Kaus: Sven Hedin, „Zu Land nach Indien durch Persien, Sistan, Belutschistan“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) 2 Bde, geb. 20 M.

und gesehen, welche überwältigende Flucht von Bildern führen seine Feder und sein Zeichenstift wieder an dem gebannten Auge des Lesers vorüber! Wie ein

Sturmwind segt es durch die ersten Kapitel des neuen Werkes. An den Ufern des Schwarzen Meeres, in Batum, steht die Revolution in hellen Flammen, die

Straßen sind nur noch der Schauplatz für Mord und Totschlag und für die Salben der russischen Kosaken; jeden Augenblick kann eine Bombe die Naphthareservoire entzünden und die Stadt in ein Feuermeer verwandeln! Hedin sprichwörtlich gewordenes Glück läßt ihn diesem Sodom und Gomorrha entkommen. Bei Tag und Nacht von kurdischen Räubern bedroht, weiß er sich bis in das Herz von Persien durchzuschlagen, bis an den Rand der Wüste, deren Erforschung der Zweck dieses Landweges nach Indien ist. Was andere umgehen, er sucht es auf; was der Schrecken der Eingeborenen ist, die trostlose Einsamkeit der Wüste, wo die „bösen Geister“ haufen und die Gerippe der Kamele eine furchtbare Spur bilden; auf Hedin hat es eine dämonische Anziehungskraft. Die sengende Glut des Tages (bis zu 41 Grad im Schatten!) und die Frostschauer der Nacht haben auf ihn keine Wirkung, Schneestürmen und Nebelmauern bietet er Trost, und wo selbst der feste Boden unter den Füßen weicht, wo in unaufhörlichen Abhängen die Salzkruste, die die Oberfläche der persischen Wüsten trügerisch überdeckt, aufweicht, wo sich unterirdische Seen und Ströme öffnen und ihren Tribut an Menschen- und Tierleben fordern, wo das Bodenlose in Nacht und Grauen ihm entgegenläuft, da gerade beginnt Hedin den Kampf. Und wie er die abgefeimten tibetischen Spitzbuben hinter sich nicht zu führen weiß, so überlistet er auch die Gewalt und Tücke der Elemente. Ein Abkömmling des Propheten Muhammed ist sein Führer, und über Wege, die noch kein Weißer betreten hat, fährt er wie ein Kolumbus auf hohem Schiffsverdeck, auf sicherem Kamel über das Meer der Wüste, Unererschrockenheit und Mut als Segel aufgesetzt und vom frischen Wind des Forscherdranges getrieben, bis am Horizont die Palmen winken und er im Schatten einer Oase lachend auf die überstandenen Schrecken zurückschaut. Das hohe Lied der Wüste singt in diesem neuen Werke Hedin, und wie er das tote Land zu beleben, die Atemzüge der Erde zu belauschen wie er sein Schauen und Wissen an Ort und Stelle zu Resultaten von großer wissenschaftlicher Tragweite herauszuarbeiten weiß, diese seine eminente Kunst

zeigt er wiederum. Wie ein indiskreter Scheinwerfer zieht seine Schilderung eine Lichtbahn durch ganz Persien. Hier zeigt sie uns die blutigen Rassenkämpfe zwischen den Türken und den christlichen Armeniern; dort zieht sie eine Strahlengloriole um den paradiesischen Frieden einer Oase, wo die Kronen rauschen, die unterirdischen Brunnen plätschern, und in der Stille der Nacht ein Echo von den Liedern des unsterblichen Sängers Hafis aus den Rosengärten von Schiras herüberweht. Von den Spuren uralter Städte, die im Sande von Jahrtausenden verweht sind, führen uns diese Lichtbilder mitten in die Zentren des persischen Lebens, in die Hauptstadt Teheran oder in die Handelsstadt Tabriz, wo Hedin bei dem damaligen Kronprinzen, der jetzt schon als Erschah und „Privatmann aus Persien“ den europäischen Boden unsicher macht, eine denkwürdige Audienz hat. Und von der Fülle des Lebens schweift die Schilderung in das Reich des schwarzen Todes, durch Gegenden, wo die Pest Dörfer und Städte entvölkert und die Leichenkarawanen die Verkehrsstraßen beherrschen. Hedin findet die Wege, die einst der große venezianische Entdecker Marco Polo gegangen ist, und er zeichnet am Horizont wie eine ungeheure Fata Morgana den Heereszug Alexanders des Großen mit seinen Mazedoniern durch Belutschistan. In der Oase Tebbes ist er als einziger „Heide“ Augenzeuge der alljährlichen Religionsspiele, dieser blutigen Orgien des schittischen Fanatismus, und, wie um den Unterschied der Jahrtausende zu verweisen, werden auch ihm wahrhaft ägyptische Plagen beschert, Heuschreckenschwärme, die wie Regenschauer die Wege überschwemmen, Schlangen und Skorpione, die sein Ziel beschleichen. Aber aus zahllosen Gefahren führt ihn sein Glückstern unverletzt heraus, und nun hat der nach mehr als dreijähriger abenteuerlicher Fahrt Heimgekehrte Unerchöpfliches zu erzählen. Und Hedin weiß, daß die ganze gebildete Welt seinen Worten lauscht, und sie wird ihm auch diesmal wieder dankbar sein für das neue prächtige Werk, das er zum Weihnachtsgeste beschert hat und das so manche Sehnsucht der Herzen in die Ferne auf einige Zeit wieder stillen wird. Ein Forscher von anerkanntem Verdienst, ein

Schriftsteller von hinreichendem Temperament, und dazu ein Zeichenkünstler, der auch dieses sein Buch wieder mit einer Fülle von Zeichnungen bereichert hat, die mit dem Scharfblick der photographischen Kamera wetteifern: wo wäre eine gleiche glückliche Dreieinigkeit sonst zu finden! Alles das tritt auch äußerlich in dem vornehmen Gewand vor uns hin, das die Eigenart der Brockhaus'schen Verlagswerke ist. Nicht zu vergessen der dem Werke beigelegte Karte von Persien, die als die allerneueste im Hinblick auf die politische Weltlage schon ein aktuelles Interesse hat. Auf nach Persien gehe also die Winterreise der deutschen Leser, aus den unwirklichen Winterstürmen in das Land der Sonne und der Palmen.

Aufgefallen ist uns, daß der sonst so feinsichtige Autor, der sich in früheren

Werken selbst mit edlem Stolze zu Bibelgläubigkeit und zum Leben nach dem Glauben bekannte, in diesem Werke an einigen Stellen den Rationalisten herauskehrt, den biblischen Bericht von der Sündflut (richtiger Sintflut) als eine „Sage“ bezeichnet (I., S. 70) und den „Glauben der Frommen“ (I., 76) so ziemlich deutlich als den Glauben der Unwissenden hinzustellen sucht. Im übrigen wird der gebildete Leser über diese wenigen Stellen, in denen Sven Hedin seinen protestantisch-freisinnigen Standpunkt herauskehrt, umso leichter hinwegkommen, als ja der Autor sonst in allen Teilen des fast 800 Seiten zählenden Werkes nirgends eine Abneigung oder eine Lieblosigkeit gegen Andersdenkende zum Vorschein kommen läßt.



Zitate von Generalfeldmarschall Helmuth v. Moltke.

Gehorsam.

Ohne Gehorsam kann keine menschliche Gesellschaft Bestand haben.

Helmuth v. Moltke.

Brief an seine Braut v. 9. Nov. 1841.

Höflichkeit.

Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens.

Helmuth v. Moltke.

Brief an seine Braut vom 13. Febr. 1842.

Bescheidenheit.

Willliche Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit sind der wahre Schutz gegen Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt.

Helmuth v. Moltke.

Brief an seine Braut vom 13. Febr. 1842.

Geschichte.

Es ist denen, die die Geschichte machen, nicht leicht, Geschichte zu schreiben.

Helmuth v. Moltke.

Brief an seine Frau vom 3. Juli 1864.

Winterbild.

Von Ida v. Litzberg.

Vor dem großen Fenster eines hohen Gemaches stand eine Staffelei und die junge Malerin davor arbeitete mit Freudigkeit und Talent. Was sie da hinzuberte, war der Heimatgarten in seiner Frühwinterstimmung. Es galt rasch festzuhalten, denn tagelang konnte das Wetter die wunderfeinen Wirkungen der Wintersonne verändern und gerade so wollte Edith Förster das Bild haben. Sie war Berufsmalerin und der Gewinn ihrer

kleinen Bilder ermöglichte ihr mit den Zinsen des elterlichen Vermögens das ersehnte selbständige, selbsterrungene Leben im lieben, alten Elternhause. Ihre Schwester Margaret war einem deutschen Ingenieur als Gattin nach Amerika gefolgt und auf deren Weihnachtstisch sollte die Erinnerung an den Heimatgarten das sinnigste Geschenk sein. Darum freute sich Edith über den Winter im November und strebte so rasch der Vollerfüllung zu. — Es läutete — ein Besuch? nein, sie war

heute für niemand zu Hause, Anna, ihre „Stütze“, sprach draußen mit jemand, mit jemand, der sich nicht abweisen ließ oder nicht abzuweisen war. Was konnte das bedeuten? Da öffnete Anna so geräuschlos, wie sie alles tat, die Türe. — „Gnädiges Fräulein.“ — „Ach Anna, meine Beste, ich bin heute für niemand zu Hause — Sie wissen warum.“ — „Ja, aber“ — „Was denn aber?“ — „Es ist ja kein gewöhnlicher Besuch — es ist ein alter, armer Mann, den gnädiges Fräulein herbestellt haben, um ihm einen warmen Anzug des verstorbenen Herrn Vaters zu schenken; da es so bitterkalt ist, bittet er darum.“ — „Ja, ich erinnere mich, aber gerade jetzt.“ — Edith pinselte weiter, „schauen Sie auf dem Boden in die Truhen, Sie müssen den Anzug finden.“

Anna ging mit dem Schlüsselbund und einem leisen Seufzer. Sie war erst vier Wochen im Hause und wußte nicht, wo die Sachen aufbewahrt lagen; zudem hatte sie neuralgische Schmerzen und fürchtete den kalten, zugigen Bodenraum, aber den alten Mann mochte sie nicht vergeblich heimgehen lassen. Sie ließ ihn in ihrem Stübchen niedersetzen und stellte ihren warmen Vesperkaffee hin, um ihn zu laben. Anna besah jene tiefe Frömmigkeit, die bei aller Schlichtheit echte Herzensbildung verrät. Dann ging sie auf den Boden. Edith malte weiter. Es war gar still im Hause, nur den alten Mann hörte man schwer husten und hie und da eine Truhe auf dem Boden rücken. „Das Suchen dauert aber lange“, dachte Edith, „und doch ist der Anzug so leicht zu finden, die Anna ist eine Perle, aber ein Umstandskasten.“ Mußte der Alte aber gerade heute kommen? sie hätte dann noch manches dazu gelegt. Da, als sie diese Worte dachte, stieg ein plötzlich Erröten in ihre Wangen — hastig flog der Pinsel zur Seite und in einer Minute erschien Edith auf dem Boden. — „O, Anna, Sie arme, gute Seele, da lasse ich sie suchen in dem eisigen Raum.“ — „Und ich kann nicht finden, was gnädiges Fräulein meinen.“ — „Natürlich, denn jetzt fällt mirs ein, der Anzug liegt ja in der Schublade meines Kastens.“ Im Nu war alles gefunden und Neue und Großmut machten die

Gabe zur reichen, zur überreichen. Was hatte denn diesen Impuls so wirksam gemacht? Ein Blick in die Kindheit, das Bild eines Frühwintertages vor Jahren. Damals — Edith und Margaret waren noch kleine Mädchen — hatten sie in einer Dämmerstunde auf Mütterchens Schoß gefessen und ihrer Erzählung gelauscht; o wie süß, wie herrlich war das, und gerade als es am schönsten gewesen, war Thekla, die Köchin, hereingekommen. „Bitt' schön, eine arme Frau ist da, gnädige Frau haben ihr etwas für ihre Kinder versprochen.“ — „Ach, die dumme Frau, kann sie nicht lieber morgen kommen?“ hatte da der ungeduldige Kindermund Ediths gerufen, aber kaum wars gesagt, da hatte sie sich vor Mütterchen auf die Beine gestellt gefühlt und eine schmerzliche Stimme hatte gefragt: „Muß ich das von meinem Kinde hören, dem ich so oft vom lieben Heiland erzählte, der gesagt: Was ihr dem geringsten eurer Brüder tut, das habt ihr mir getan?“ und sie war gegangen, von der warmherzigen Margaret gefolgt. Da hatte die kleine Edith in Scham und Neue weinend auf dem Teppich gekauert — plötzlich aber hatte sie eine Eingebung ausspringen und in die Puppenstube eilen gemacht. Mit ihrer Lieblingspuppe Melanie, die so schöne, echte Haare hatte, war sie den Andern zuvorkommend zu der armen Frau geeilt und hatte ihr mit glänzenden Augen die Puppe in die Schoß gelegt; „da, gute Frau, für Eure Kinder,“ und die Arme hatte das weiche warme Kinderhändchen mit Freudentränen benetzt. „O wie wird mein krankes Venchen sich freuen, immer träumt's von einer Puppe mit solchen Zöpfen, aber die kann eine arme Mutter nicht kaufen“ — und dann war Mama gekommen. Als sie gesehen, was Edith getan, hatte sie die Hand auf das gesenkte blonde Köpfchen gelegt und die kleine Gestalt an sich geschmiegt. Die Seligkeit jenes Augenblicks hatte Edith in mancher Stunde nachgeföhlt, auch in dieser.

Der Segen jener Stunde wars, der sie jetzt in solcher Freudigkeit die Gaben für den armen Greis wählen ließ. „Den Pack kann er nicht tragen,“ meinte Edith, „und Sie dürfen nicht ausgehen — ich gehe selbst,“ und sie ging langsam, sorg-

sam wegen des alten Mannes. In den belebten Straßen sah ihr mancher Begegner erstaunt nach, aber sie schritt, wenn auch etwas klopfenden Herzens, fort — bis sie endlich in der kleinen Vorstadtwohnung des Greises angekommen



Tataren in Nachitschewan.

(Text auf Seite 220.)

Aus: Sven Hedin, „Zu Land nach Indien durch Persien, Sistan, Belutschistan“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) 2 Bde. geb. 20 M.

war. Da fand Edith viel Arbeit für kommende Tage, ein gelähmtes Mädchen, die Enkelin des Alten, einen halbwüchsigen Burschen in heißem Wissensdurst über

Bücher und Zeitschriften einer Volksbücherei gebeugt, also Gelegenheit, ja Notwendigkeit für Charitäsarbeit an Leib und Seele.

Etwa zehn Wochen nach jenem Frühwintertag las Edith einen Brief ihrer ferneren Schwester frohbewegt zum dritten Male. — „Lieb' Schwesterlein! Trotzdem Dein einzig liebes Bild wirklich „post festum“*) kam, freut es mich gerade so sehr, als wäre es am Christiabend dagesewen. Und denke nur, kleine Künstlerin, gerade als ich ausgepackt hatte, kam Kolf mit Mr. Edward Rueman, dem Besitzer unseres Maschinenhauses, herauf. Mr. Rueman ist ein Kunstfreund. Er fand großes Gefallen an dem Bild, fragte nach dem Künstler und als ich erzählte, bat er mich, Dir den Auftrag für solch ein Gartenstimmungsbild zu

übermitteln, notabene für ein Winterbild und dann je eines aus den andern Jahreszeiten. I like there old fashioned gerinan garden so much, sagte er — seine Mutter war eine Deutsche.“ Die kleine Malerin sprang kindlich vergnügt durchs Haus und umarmte die erstaunte treue Anna, dann malte sie in Gedanken und Worten aus, wie ihre Schützlinge in der Vorstadt den Gewinn mit ihr theilen würden. Die kleine, durch den alten Mann verschuldete Verzögerung hatte ja Glück gebracht. — Es war die feste Ueberzeugung Ediths: gerade wie an jenem Abend in der Kinderzeit hatte sich Muttersegen auf das beschämte, reuige Tun eines geliebten Kindes gesenkt.

*) nach dem Feste

Königin Leid.

Königin Leid,
Ich habe dir tief ins Auge geschaut,
Nun kann ich es nicht mehr vergessen!
Groß war's und weit
Und blickte, wie heimlich die Dämmerung graut,
Wie ernstes, strenges Ermessen.
Karlsbad.

Königin Leid,
Daß dein Auge so lange auf mir gewieilt,
Daß schlug meine Seele in Banden.
Dem Mitleid gewieilt
Und zwischen Liebe und Schmerz geteilt,
Sehnt sie sich hinaus aus irdischen Banden.
Constantin Siretean.

Im Zwischendeck nach Südamerika.

Reise-Erinnerungen von J. Diehner.

Die Macht des Wandertriebes.
Wem nicht zu raten ist, ist nicht zu helfen“, heißt es in einer goldenen Lebensregel. So dachten wohl auch viele meiner Freunde, als sie sich in dem Bemühen getäuscht sahen, mich von der, wie sie meinten, „verrückten Amerikafahrerei“ abzubringen. Zu keiner Zeit im ganzen Leben ist man eben weniger geneigt, gute Lehren anzunehmen, wie in den sogenannten „Flegeljahren“, deren letzte Blüteperiode ich damals gerade durchmachte. Es war ja übrigens auch keine Augenblickslaune, die mich von der Heimat scheiden hieß; schon jahrelang hatte ich den Entschluß mit mir herumgetragen, für einige Jahre nach Amerika zu gehen, sobald einmal der geeignete Zeitpunkt dafür gekommen und die nötigen Mittel vorhanden sein wür-

den. Als ich nun vor fünf Jahren daran ging, den von früh auf gehegten Wunsch der Verwirklichung zuzuführen, da war ich mir über das gesteckte Ziel nicht einen Moment im unklaren. Daß man sich auf harte Kämpfe gefaßt machen muß, wenn man drüben als ein mit den Verhältnissen Unvertrauter nicht untertauchen will in der Masse der Existenzlosen, wußte ich zur Genüge, im übrigen appellierte ich an die erprobte Wahrheit des alten Erfahrungssatzes, der da sagt, daß frisch gewagt schon halb gewonnen sei, und schließlich bezog ich auch mein bißchen Glück in die Rechnung ein, das sich mir von Kindesbeinen an mit seltener Treue an die Ferse geheset und mir immer so schön aus den niederträchtigsten Patschen herausgeholfen hatte.

Viel rascher, als ich es eigentlich wünschte, rückte der Abfahrtsstermin heran

und es wurde Zeit, daß ich die letzte Hand an die Vorbereitungen für die langwierige Ueberfahrt legte. Die wichtigste aller Reiseklugheiten beherzigend, tat ich zunächst einmal Geld in den Beutel, es waren die Ersparnisse des ersten Gesellenjahres, eine verhältnismäßig magerer Barschaft, die mir das sparsame Eintellen der Ausgaben als die heiligste Verpflichtung auferlegte. Nachdem auch noch die Herzensbeklemmungen des Abschiedes überstanden waren, machte ich mich auf den Weg, begleitet von den Segensworten meines welterfahrenen Vaters, die in dem Wunsche ausklangen, ich möchte mir jenseits des großen Heringssteiches recht bald die jugendlichen Hörner abstoßen.

Von der böhmisch-sächsischen Grenze bis Bremen.

Eine 19stündige Bahnfahrt brachte mich von der Grenze Böhmens über Dresden, Leipzig, Magdeburg und Hannover nach Bremen, wo ich zu später Nachtstunde eintraf und in dem von der Schiffsagentur angewiesenen Auswandererhotel Unterkunft suchte. Am nächsten Morgen eilte ich in die Arme meines „sanften Heinrich“, eines lieben Freundes und Berufskollegen, der als wackerer Handwerksgefell nach alter Art auf Schusters Klappen durch die deutschen Lande „getippelt“ war und nur zu dem Zwecke die Weserrepublik*) aufgesucht hatte, um mir seine biedere Teutonenfaust noch einmal zum Abschied entgegenstrecken zu können.

Der Bremer Aufenthalt wird mir stets in bester Erinnerung bleiben, es war eine der schönsten Stappen während der ganzen Reise. Um das Glück vollzumachen, konnte ich für meinen Freund auch noch die Begünstigung einer ermäßigten — Kinderkarte nach Bremerhaven erwirken; denn so konnten wir zusammenbleiben bis zur Abfahrt des Schiffes.

Am Ausreisetage — dem 24. Juni 1905 — ging es mittels Separatzuges nach Bremerhaven, wo wir gegen 10 Uhr vormittags anlangten. Vor der Blohhalle verließen wir den Zug. Die Passagiere für Nordamerika begaben sich sofort an Bord der „Barbarossa“, eines stattlichen Doppelschrauben-Postdampfers, der

mit qualmenden Schornsteinen am Kai bereitlag und durch zwei Brücken mit dem Lande verbunden war. Wir Brasilienfahrer hatten es nicht so bequem; es kostete uns erst eine Fahrt quer über den Kaiserhafen, ehe wir unsere „Halle“ erreichen konnten, das schwimmende Heim, dem wir uns auf vier Wochen anzuvertrauen hatten. Wir waren im ganzen nur 25 Passagiere, 11 Kajütsreisende und 14 Zwischendecker; unter den letzteren befanden sich inklusive meiner Wenigkeit vier Deutsche, die übrigen waren Polen, Russen und Italiener. Später kam noch ein leibhaftiger Japaner hinzu, der aber nur bis Antwerpen unser Reisekollege blieb.

An Bord zeigte jeder das Bestreben, sich für die lange Fahrt häuslich einzurichten. Auf Anraten des Stewarts wählten wir Deutsche uns ein paar freundliche Plätze, wo wir getrennt von den übrigen sein konnten. Jeder erhielt sodann eine Wolldecke und Eßgeschirr. Bald darauf wurde uns auch die erste Nahrung gereicht, von der ich nur sagen kann, daß sie reichlich und gut war, welche Eigenschaften die Verpflegung auch während der ganzen Reise beibehalten hat.

Von Bremen bis Antwerpen.

Gegen 3 Uhr nachmittags verließ die „Barbarossa“ unter dem klingenden Spiel ihrer Bordkapelle den Hafen. Auf dem Vorderteil des Schiffes, dem Aufenthaltsort der Zwischendecker, war es buchstäblich schwarz von Menschen. Schulter an Schulter gedrängt, standen die Auswanderer zu Hunderten an der Reeling und schauten mit gleichmütigen Gesichtern auf die vielköpfige Schar neugieriger Zuschauer herab, welche den Kai bevölkerte und sich regelmäßig zu den Dampferabfahrten einzufinden pflegt. Die weitaus größte Zahl der Europamüden waren natürlich Slaven, arme Teufel, die sich drüben recht und schlecht als Industrie- oder Grubenarbeiter durchschlagen und von den Amerikanern als Lohndrücker nicht geliebt sind. —

Nunmehr wurde es auch bei uns ernst. Die Troffen, mit denen das Schiff am Kai vertäut lag, wurden eingeholt und zwei kleine pustende Schlepper spannten sich an Bug und Heck vor, welche die „Halle“ von der Kaiwand abzogen und

*) Die Verfassung der Hansestadt ist bekanntlich republikanisch.

langsam in dem stillen Hafengewässer nach der Schleuse bugsierten. Dort angelangt, fand ich noch einmal Gelegenheit, mich von meinem Freunde zu verabschieden, der am Ufer stand und glückliche Reise wünschte. Inzwischen war das Schleusentor passiert, wir befanden uns in der offenen Weser und während die kleinen Helfer ihre Schlepptrossen loswarfen, heulte unsere Dampfmaschine ihren Abschiedsgruß nach Bremerhaven hinüber. Noch ein letztes Winken, dann gab der Maschinentelegraph das Glockenzeichen, und unsere Schraube begann zu arbeiten; — erst langsam, dann mit wachsender Schnelligkeit ging es stromabwärts.

Weiter und weiter rückten wir von Bremerhaven ab und immer mehr trat das Hafengebäude zurück, meine Blicke haften aber noch fest am Kai. Dort saß der „sanfte Heinrich“ wie ein geknicktes Rohr auf einem Voller*) und schwenkte mit rührender Ausdauer sein grellfarbenedes Sacktüch über dem Kopfe. Mir tat der arme Kerl fürchtbar leid. Ich selbst empfand plötzlich ein tiefes Verlassenheit und zum erstenmale enthüllte sich mir der Ernst meines Vorhabens in voller Deutlichkeit. Ich fand jetzt auf einmal, daß es wirklich nicht so leicht sei, die Heimat für eine unbekanntes Ferne zu opfern, von der man nicht weiß, ob sie auch nur den tausendsten Teil dessen erfüllt, was man an stolzen Hoffnungen auf sie gesetzt. Es kostete energische Bernunftarbeit, um diese Schwäche niederzuringen. Endlich hatte ich mich aber doch wieder notdürftig gefunden, und um die trüben Grübeleien loszuwerden, wandte ich meine Aufmerksamkeit den grünen Uferbeichen zu, hinter denen die spitzen Kirchtürme der Marschbörfer hervorlugten.

Später wandte ich mich noch einmal zurück, aber da war Bremerhaven schon längst in den schmutziggelben Wellen des Weserstromes niedergetaucht, nur der gigantische Riesenleib des im Hafen liegenden Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm II.“ mit seinen Masten und Schornsteinen ragte noch hervor. Bald passierten wir den Hohewerg-Leuchtturm, wo sich die Weser weitet und mit dem Jadebusen zusammenfließt. Bei Einbruch der Dunkel-

*) Eisenständer zum Festmachen der Schiffe.

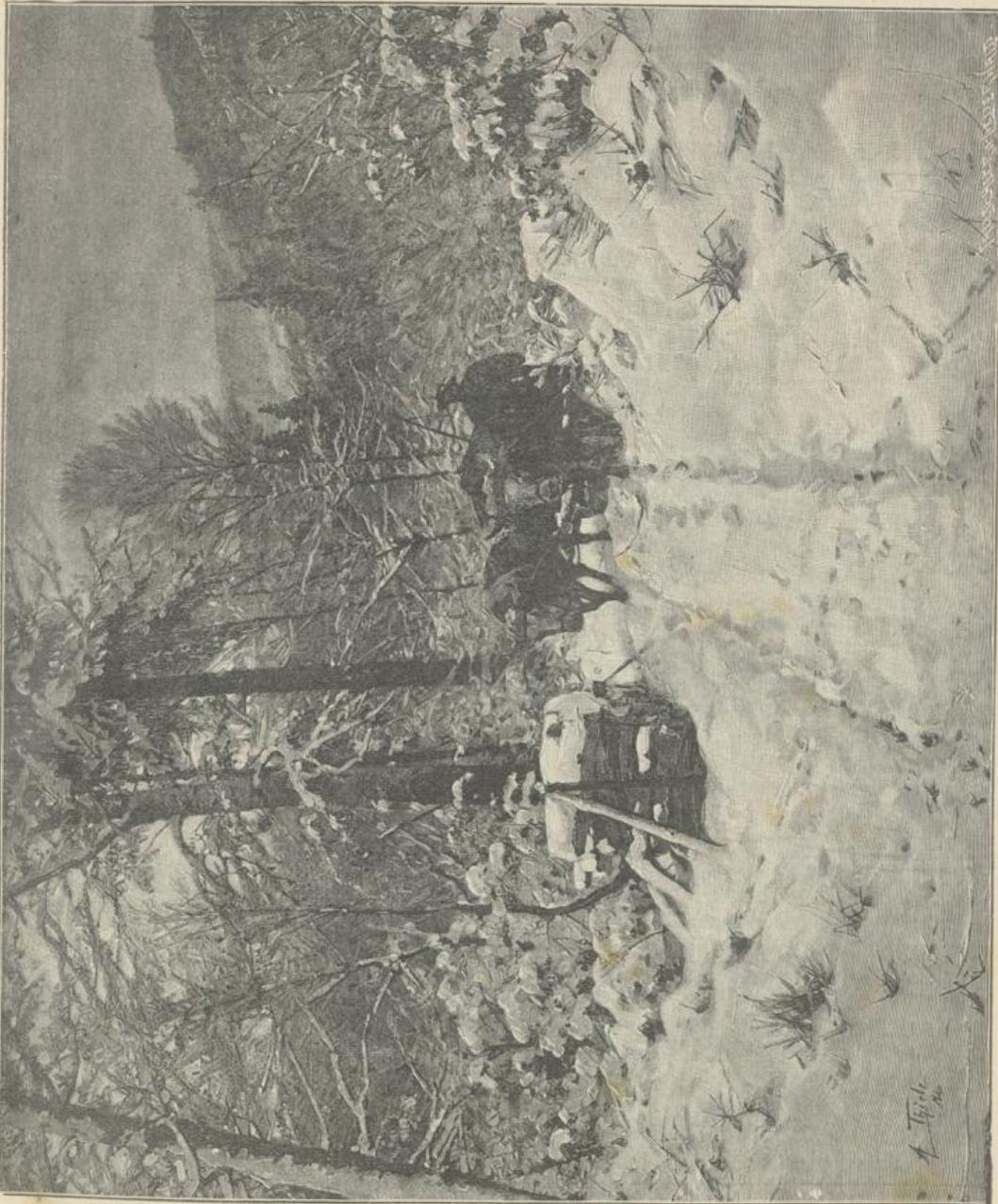
heit kamen wir an dem rotweiß gestreiften Rotensand-Leuchtturm vorüber, nebenbei bemerkte, das modernste Bauwerk dieser Art in ganz Deutschland und unter enormen Schwierigkeiten errichtet. Hier erreichten wir die offene See, was sofort zu bemerken war, da unser bis jetzt tadellos ruhig gehendes Schiff gemächlich zu schaukeln begann. Der Abend war sehr schön. Ich blieb deshalb auch noch an Deck, als es schon völlig Nacht geworden war und da die übrigen Deutschen ein Gleiches vorhatten, so konnten wir zusammen, plauderten über das verlassene Vaterland und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Dabei konnten wir das Leuchtfeuer von Wangerooog beobachten, einer als Seebad sehr bekannten Nordseeinsel, deren dunkle Uferstreifen wir bereits am Rotensand bemerkt hatten. In der Folge gesellten sich auch die Leuchtfeuer verschiedener anderer Inseln der friesischen Küste hinzu. Gegen 10 Uhr begaben wir uns in unsere unterirdische Behausung und bezogen die Kojen. An Schlaf war jedoch sobald nicht zu denken, das feuchte Element hinter der dünnen Eisenwand machte eine gar zu absonderliche Musik, an die man sich erst gewöhnen mußte.

Der nächste Morgen sah mich zeitig auf den Beinen. Natürlich galt meine erste Sorge der See und dem Wetter, weshalb ich mich sogleich an Deck begab. Die Zeit hiezu war etwas schlecht gewählt, denn die Mannschaft arbeitete mit Schlauch und Schrubber gerade an der Reinigung des Schiffes. Ich mußte über alle möglichen Waschtüchlein hinwegturnen, um an die Reeling zu kommen. Dort aber war meines Bleibens auch nicht lange, denn das Wasser floß in Strömen und wollte ich nicht von einem dieser Sturzläufe erfaßt und fortgeschwemmt werden, so hieß es retrieren. Uebrigens machte sich bei mir die wohlthätige Wirkung der Seeluft auf den Appetit für das Frühstück bereits bemerkbar; die eine reichliche Ration genügte nicht, um meinen Magenansprüchen gerecht zu werden.

Um 7 Uhr morgens passierten wir Haal-Feuerschiff an der holländischen Küste, Land kam jedoch nicht in Sicht. Bis 3 Uhr hatten wir einen Hamburger Dampfer in unserem Fahrwasser, der dann mit Kurs auf Rotterdam abschwenkte

und bald am Horizont verschwand. Am Spätnachmittage näherten wir uns der Küste und erreichten kurz nach 5 Uhr Blissingen, wo gestoppt wurde, um den

Schelde-Bootsen an Bord zu nehmen. Die mauerungsgürtete Stadt mit ihren Türmen, ihren Bastionen und hohen Stiebelhäusern macht einen stark mittelalterlichen Ein-



Bootsabfuhr. (Text auf Seite 243.)

druck. Als Durchgangsstation von und nach England hat Blissingen einige Bedeutung, da täglich zweimal gute Verbindung nach London besteht. Neuerdings

tritt es auch als Badeort hervor, wovon ein elegantes Strandhotel seitwärts hinter den Dünen Zeugnis gab. — Eine kleine Jolle brachte den Boatsen und wenige

Augenblicke später ging es mit Volldampf die hier seebreite Scheldemündung aufwärts. Der Strom beschreibt viele Windungen und oft ist die durch verankerte Bojen gekennzeichnete Fahrrinne so schmal, daß knapp zwei große Seedampfer an einander vorbeikommen können.

Antwerpen.

Trotz des eintretenden Regens blieben wir an Deck und hielten mit anerkennenswerter Ausdauer nach den Türmen Antwerpens Ausschau. Es war dies eine harte Geduldsprobe, denn da die Stadt 83 Kilometer oberhalb der Mündung liegt, wurden wir ihrer erst nach 2 1/2 stündiger Fahrt ansichtig. Ganz allmählich schälte sich das Häusermeer der belgischen Metropole aus dem Nebel und alsbald vermochten wir auch die großartigen Kai-Anlagen mit den davorliegenden Schiffen zu unterscheiden. Wir fuhren jetzt mit vermindelter Kraft und hatten es gar nicht eilig, bis der schwerfällige Schlepper herangebracht kam, der unsere „Halle“ nach dem Hafen bugstieren sollte. Gemächlich glitten wir an den Lagerschuppen und Werflätten der „Red-Star-Line“ vorüber und konnten mit Muße den „Steen“ betrachten, die alte, sagenumwobene Königsburg, in der jetzt ein archäologisches Museum untergebracht ist. Der Verkehr auf der Schelde, deren Breite hier 350 Meter beträgt, wurde ständig belebter, je mehr wir uns der mittleren Stadt näherten. Zahlreiche Dampfboote bewegten sich auf dem Strome und erfüllten die Sonntagssille mit ihrem gellenden Warnungsgetöse. Es dunkelte schon, als wir den Liegeplatz der Lloydsschiffe erreichten und neben dem Reichspostdampfer „Prinz Sittel Friedrich“ am Kai festmachten. Unsere Ankunft erregte die Aufmerksamkeit zahlreicher Passanten, die sich am Geländer der großen Promenade ansammelten, welche über den Dächern der Magazine hinführt. Neugierig musterten sie unser Schiff und verfolgten mit Interesse die Rudermanöver, welche nötig waren, um die „Halle“ auf dem Strome zu wenden und an die Kai-mauer heranzubekommen.

In Antwerpen erhielten wir einen großen Teil Ladung. Drei Tage und Nächte hindurch rasselten ununterbrochen die Dampfwinden und Ladebäume, um

all die Frachtgüter, die waggonweise auf dem Kai angefahren wurden, in den schier unerfättlichen Schiffsbauch zu befördern.

Diese Tage habe ich benützt, um Antwerpen nach allen Richtungen zu durchstreifen. Mein erster Besuch galt dem Dom — der Kathedrale Notre Dame, „der Stolz der belgischen Gott“, mit einem Turm von beirächtlicher Höhe und zugleich das größte unter den in diesem Stil aufgeführten Gotteshäusern der Niederlande. Das Innere enthält reiche Kunstschätze, darunter die berühmten Rubens'schen Meisterwerke „Kreuzabnahme“, „Kreuzaufrichtung“ und „Mariä Himmelfahrt“. Weiter besuchte ich auch das sehr sehenswerte neue Gemälde-Museum am Place du Peuple gegenüber dem „Palais Hypodromo“ (Spezialitäten-theater), wo besonders auch jüngere Meister zur Geltung kommen, und den schon erwähnten „Steen“.

Ich fand ein rechtes Vergnügen darin, mit der Gemächlichkeit eines Menschen, der nichts zu versäumen hat, durch die weite Stadt zu bummeln. Dabei lag mir aber immer der Wunsch vor Augen, möglichst viel Sehenswertes und Interessantes aufzusüßern. Eine besondere Anziehungskraft übten auf mich die zahlreichen, zum Teil mit Denkmälern oder Brunnen geschmückten Plätze aus, weil sich um ihre Peripherien meist auch die architektonisch hervorragendsten öffentlichen Gebäude gruppieren. Ich nenne von diesen nur das Rathaus, die Börse, Teatro Flamand und Teatro Royal Francaise. Imponierend für eine Stadt von 250.000 Einwohnern erschienen mir die vier großen Bahnhöfe, welche sich alle recht vorteilhaft präsentieren, wenn auch nicht jeder ein solcher Monumentalbau ist, wie der am Ende der vornehmen Avenue du Kayser gelegene Zentralbahnhof. Dicht neben demselben befindet sich der reich ausgestattete zoologische Garten, der auf dem ganzen Kontinente einen vorzüglichen Ruf genießt.

Das Deutschtum nimmt in Antwerpen eine hervorragende Stellung ein, ebenso wie die deutsche Flagge neben der englischen in der Schifffahrt dominiert und die letztere teilweise sogar verdrängt hat. An dieser Erscheinung ist nichts Ungewöhnliches. Die größten Handelshäuser Ant-

werpens sind in deutschen Händen und auch bei den meisten belgischen Firmen findet man Deutsche in den leitenden Stellungen, zudem ist Antwerpen an dem deutschen Transithandel hervorragend beteiligt. Wie stark der deutsche Einfluß in Belgien und den Niederlanden überhaupt ist, das zeigt die interessante Tatsache, daß an den Börsen dieser beiden Länder fast mehr deutsch als französisch oder holländisch gesprochen wird. Als Hafensplatz wird Antwerpen auf dem Kontinent nur von Hamburg übertroffen. Seine Bedeutung hat aber in den letzten Jahren nachgelassen und zwar in demselben Maße als Rotterdam aufblühte. Die Erklärung dafür sucht man in der zunehmenden Versandung der Schelde, welche bei dem wachsenden Tonnengehalt der Schiffe immer größere Schwierigkeiten verursacht. —

Trotzdem es mir in Antwerpen sehr gut behagte, war ich doch herzlich froh, als der Tag der Weiterreise, der 27. Juni, gekommen war. Laut Avis des Kapitäns sollte die „Galle“ schon 6 Uhr morgens auslaufen, es zeigte sich aber, daß wir wegen zu großen Tiefganges den Eintritt der Flut abzuwarten hatten, weshalb wir erst gegen 10 Uhr losdampfen konnten.

Am der Küste Englands.

Bei herrlichstem Sonnenschein ging es die Schelde abwärts bis Blißingen, wo wir den Lotsen absetzten, um dann der offenen See zuzusteuern. Zunächst hielt unser Schiff etwas von der Küste ab, später näherten wir uns derselben aber wieder auf Schwerte und genossen so den Anblick Ostendes, dessen Kasino und fashionable Strandhotels, vom warmen Sonnenlicht überflutet, freundlich herüberleuchteten. Da die eigentliche Saison noch nicht begonnen hatte, war auf den Dünen noch alles Leben erstorben. Nur vereinsamt standen einige Strandkörbe herum, dazu ein zerstreutes Häuflein Menschen, das sich auf der großen Promenade langweilte, das war alles, was wir von dem berühmten Badeleben zu Gesicht bekamen.

Unser Schiff nahm jetzt direkten Kurs nach England hinüber und bald hatten wir Ostende aus den Augen verloren. Leider schlug im Laufe des Nachmittags

das anfänglich so schöne und vielversprechende Wetter um; der Himmel überzog sich mit einer dunklen Wolkendecke und auch die See wurde merklich bewegter. Gegen Abend setzte dann eine Regenbö ein, die uns zum zeitweiligen Verlassen des ungeschützten Decks zwang. Ich tat dies nur ungern, weil mir dadurch die Gelegenheit genommen war, die Feuerschiffe auf den Goodwin-Sands*) zu beobachten. Als es vollends Nacht wurde, flammten die zahlreichen Leuchtfeuer der Küste von Dover eins nach dem andern auf, welche wir dicht vor uns hatten. Bald blitzten uns auch die Lichter der Stadt entgegen und große, helle Flecken ließen uns die weißen Kreidefelsen vermuten, die diesem Teil der Küste Englands eigentümlich sind. Der Kanal erreicht bekanntlich hier seine schmalste Stelle. Die Entfernung zwischen Dover und dem gegenüberliegenden Festlande (Calais) beträgt nur 33,5 Kilometer. Wiederholt hat man sich mit dem Plane getragen, durch Untertunnelung der Meeresstraße eine Verbindung zwischen dem Festlande und den britischen Inseln herzustellen. Die moderne Ingenieurkunst würde auch zweifellos alle technischen Schwierigkeiten dieses Unternehmens bewältigen können, nur ist es bis heute nicht gelungen, den Widerstand der militärisch-politischen Kreise Englands zu brechen. Die „Invasionsgefahr“ ist eben im Vereinigten Königreiche ein nicht zu bannendes Schreckgespenst. Es ist selbstverständlich, daß England durch den Fortfall einer festen Eisenbahnverbindung mit dem Kontinent in seinem Verkehr nicht leiden will, Deshalb suchen die interessierten Bahngesellschaften die Schiffsverbindungen nach Möglichkeit zu beschleunigen und zu verbessern. So hat z. B. die „Eastern-Railway“ Turbinendampfer für den Ueberfahrtsdienst eingestellt, die den Kanal zwischen Dover und Calais in weniger als einer Stunde, in 45—50 Minuten kreuzen.

Fahrt im Nebel.

Am nächsten Morgen wurde ich durch das Heulen unserer Dampf sirene unsanft aus dem Schlafe geweckt. Für's erste konnte ich mir über das eigenartige Summen nicht recht klar werden, als

*) Bewegliche Sandbank.

aber die schauerliche Musik von neuem anhub, turnte ich stink aus meiner lustigen Höhe herab — ich hatte von den beiden übereinander befindlichen Kojen die obere gewählt — um zu sehen, was eigentlich los war. Ein einziger Blick durch das nächste Bullauge*) gab mir Aufschluß. Wir hatten Nebel, zum Schneiden dicken Nebel. Das ist auf See etwas sehr Unangenehmes, besonders wenn man in der meistbefahrensten Schiffsstraße der Welt, im englischen Kanal, schwimmt. Alljährlich fallen eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen, Dampfer sowohl wie Segler, diesem unheimlichen Gesellen zum Opfer und schon manches brave Schiff, das in hundert Stürmen sich bewährte, hat im Nebel auf tüchtiger Klippe ein trauriges Ende gefunden. — Als ich an Deck kam, vermochte ich kaum das Steuerhäuschen auf dem Achterschiff zu erkennen, dabei herrschte empfindliche Kälte. Das Getöse nahm jetzt kein Ende und fortwährend wurde uns geantwortet entweder von in der Nähe befindlichen Schiffen oder durch die Nebelhornstationen der nahen Küste. Natürlich war die Geschwindigkeit um mehr als die Hälfte vermindert worden. Langsam und bedächtig tastete sich die „Halle“ vorwärts und manchmal glaubten wir überhaupt still zu liegen, wenn uns nicht der weiße Kielwasserstreifen, den das Schiff wie eine Schleppe hinter sich herzog, eines Besseren belehrt hätte. Da im Nebel eine zuverlässige Steuerung unmöglich ist und wir leicht in allzu gefährliche Nähe des Landes kommen konnten, wurden in kurzen Zeitabständen Botungen vorgenommen. Einmal passierte ein Schiff dicht neben uns; den Schiffskörper sahen wir zwar nicht, wohl aber einen riesigen Schatten, der schnell vorbeiglitt. Unter solchen Umständen wird es niemanden verwundern, daß sich der Passagiere eine tiefgedrückte Stimmung bemächtigte. In ihre Ueberröcke gehüllt, trippelten die meisten unruhig an Deck umher, tauschten gegenseitig ihre Befürchtungen aus oder bestürmten die diensttuenden Offiziere mit Fragen, welche für diese doppelt lästig sein mußten zu einer Zeit, wo der Dienst an jeden Einzelnen vermehrte Anforderungen stellte. Andere wieder, und zu

*) Kleines, rundes Schiffsfenster.

denen zählten alle Seebefahrenen, lagen gelangweilt auf den Bordstühlen herum und unternahmen nur hin und wieder einen kleinen Spaziergang längs des Promenadendecks, um sich die Glieder zu wärmen. In ihren Gesichtern las man keine Spur von Furcht oder Aufregung; sie hatten auf wiederholten Reisen längst gelernt, selbst in kritischen Lagen auf die Tüchtigkeit und Umsicht der deutschen Seeleute zu vertrauen. — Nachmittags klärte sich das Wetter auf und es wurde auch wieder etwas wärmer.

Am der Küste Frankreichs.

Der 29. Juni begrüßte uns mit heiterem Sonnenschein. Am frühesten Morgen hatten wir den Leuchtturm von Queffant an der Nordwestküste Frankreichs passiert und befanden uns nun draußen auf dem Atlantischen Ozean. Das waren jetzt nicht mehr die kurzen grünen Wellen der Nordsee, die uns da entgegenrollten, sondern lange mächtige Bogen von tiefblauer Farbe, über deren Schaumkronen weißglühende Sonnensunken tanzten. Trotz des herrlichen Wetters waren verschiedene unter den Passagieren nicht wohlthun; die ersten Anzeichen der gefürchteten Seekrankheit machten sich bemerkbar. Dadurch, daß wir die Seen seitlich bekamen, geriet das Schiff ins Stampfen und dies wurde für viele verhängnisvoll. Mittags waren die meisten Plätze an den Eckischen leer. Mit wenig Appetit machte ich mich an die Vertilgung meines Mahles, und ich weiß nicht, wie es kam, schon beim zweiten Bissen erfaßte mich ein namenloses Grauen vor all' den dampfenden Suppen und Fleischdöpfen. Mir war plötzlich „hundeelend“ zu Mute. Von einem unwiderstehlichen Drange geleitet, sprang ich rasch auf und steckte den Kopf durch das nächste erreichbare Bullauge. Der grausame Meeresgott hatte sich wohl schon voll heimtückischer Freude des Opfers versichert geglaubt, aber mein tapferer Magen tat ihm den Gefallen nicht, er gab partout nichts heraus, trotz bewährter Nachhilfe. Da habe ich mich denn kurz entschlossen wieder hingesezt, mit Löwenmut alle widerstreitenden Gefühle niedergelämpft und fest drauflos gefüttert. Das hat wunderbar geholfen, in kürzester Zeit war der Anfall überwunden. Es ist dies auch

der einzige geblieben und ich habe mich während der ganzen weiteren Reise eines ausgezeichneten Wohlbefindens zu erfreuen gehabt.

Der wegen seiner Stürme so sehr gefürchtete Golf von Biscaya machte es sehr gnädig mit uns. Das Wetter blieb auch die folgenden Tage schön, nur gab es zeitweilig stark bewegte See, was freilich den zahlreichen Kranken an Bord wenig bekömmlich war. Besonders hart wurden die Kajütspassagiere mitgenommen, von denen viele bis Portugal überhaupt nicht zum Vorschein kamen.

Unsere Reisegesellschaft.

Die völlige Absonderung zwischen Kajütreisenden und Zwischendeckern, wie sie in rigoröser Strenge an Bord aller transatlantischen Dampfer zu finden ist, teilte natürlich auch die Bewohner der „Halle“ in zwei getrennte Lager. Die Barriere, welche das Promenadendeck von dem Rayon der Zwischendecker abschloß, blieb eine unübersteigbare Schranke, und was sich an gesellschaftlichem Leben auf dem Mittelschiff abspielte, daran hatten wir nur insoweit Anteil, als es uns gestattet war, bei Veranstaltungen auf Deck



Schleuse in Assuan. (Text auf Seite 244.)

die Zunft der schaulustigen „Zaungäste“ zu vertreten. Mir hat diese Rolle nie behagt; ich ehre gewiß die Bescheidenheit, aber in solcher Form erschien sie mir stets verächtlich, deshalb habe ich mich von diesen aufdringlichen Gaffereien auch geflissentlich ferngehalten. Die Langeweile, der man sich auf einer großen Seereise kaum ganz wird erwehren können, brachte es übrigens bald mit sich, daß die Kajütreisenden auf der Suche nach neuen Zerstreuungen auch mit den besseren Elementen der Zwischendecker Fühlung suchten. Auf diese Weise entspannen sich kleine Beziehungen, die manches Anregende boten. Man wurde zwar kräftig ausgehört und durfte versichert sein, dem Bordplatsch für

einige Tage neue Nahrung zugeführt zu haben, es ließen sich aber auch recht wertvolle Winke und Ratschläge einheimsen, die man später ganz gut gebrauchen konnte. Ein Großteil der Passagiere waren nämlich Deutsche, die in Brasilien ihren ständigen Wohnsitz hatten und von einer Besuchsreise aus Deutschland zurückkehrten. Also da bezog man die Weisheit über Brasilien aus bester Quelle. Wirkliche Freude machte es mir, unter den Passagieren einen jungen Steindrucker zu entdecken, der gleich mir das Glück in Brasilien versuchen wollte, nur mit dem Unterschiede,

daß er sich bereits in einem festen, kon-
 traktlich gebundenen Arbeitsverhältnis be-
 fand und sein Chef die Spesen einer
 noblen Ueberfahrt trug, während ich das
 Risiko auf eigene Kosten und Gefahr
 unternehmen mußte. Dieser sehr fühlbare
 Unterschied hinderte ihn aber nicht, mir
 mit jener wohlwollenden Kollegialität
 entgegenzutreten, wie sie von den Ange-
 hörigen des graphischen Gewerbes unter-
 einander gern geübt wird. Wir wurden
 bald gute Freunde und fast kein Tag
 verging, wo er mich nicht auf meinem
 gewöhnlichen Observationsposten hinter
 dem Steuerhäuschen aufgesucht hätte.

Walffische und Delphine.

Schiffe trafen wir nur wenige. Eines
 Nachmittags gab es eine Sensation.
 Einige hundert Meter vom Schiff entfernt
 tummelten sich mehrere Walffische im Wasser
 und ließen Fontainen in die Luft schleßen;
 es war eine reizende Wasserkunst. Durch

Gläser konnte man die Tiere lange Zeit
 beobachten. Der hinzukommende Bootsmann
 erklärte mir, daß es sich um eine
 kleine Walart handle, welche im Biscaya-
 golf häufig anzutreffen sei und auf die
 wegen zu geringer Tranausbeute nur selten
 Jagd gemacht werde. Delphine — die
 Seeleute nennen sie Schweinsfische oder
 auch Tümmler — traten in ganzen
 Rudeln auf; sie schneellen sich meterhoch
 aus dem Wasser, oft einer nach dem
 andern, was einen sehr interessanten An-
 blick gewährt. Besonders des Abends zur
 Dämmerzeit waren sie sehr rührig und
 ergötzten uns dann durch ihre possierlichen
 Sprünge. Da die Delphine ein sehr
 schmackhaftes Fleisch besitzen, so werden
 sie auf Segelschiffen, wo das ewige Einerlei
 des einfachen Küchenzettels eine Abwech-
 lung sehr willkommen erscheinen läßt,
 gern gefangen und zwar bedient man sich
 dabei immer der Harpune.
 (Fortsetzung folgt.)

Was ein gutes Wort vermag.

Von Maria Freiin v. Buol.

Ihr Vorhaben will mir gar nicht
 einleuchten, sagte der Bischof von
 W. zu einem jungen Priester,
 der in bescheidener Haltung und mit ge-
 senkten Blicken vor ihm stand. „Eine
 Missionskongregation wollen Sie stiften?
 Den Glauben unter die Heiden hinaus-
 tragen wollen Sie? Schlagen Sie sich
 das aus dem Kopfe! Wir katholischen
 Priester in England haben unser Mis-
 sionsgebiet in der eigenen Heimat. Die
 müssen wir für Gott zurückerobern. Die
 auswärtigen Missionen können wir billig
 andern überlassen.“

Herbert Vaughan, so hieß der junge,
 mutige Priester, küßte schweigend den Ring
 des Bischofs und wollte sich entfernen.
 Aber seine demütige Schüchternheit schien
 auf den Bischof doch Eindruck gemacht zu
 haben; denn er hielt ihn noch einen
 Augenblick auf. „Sie sagen, daß Ihnen
 der Gedanke von Jugend an vorgekwebt
 sei?“

„Zugleich mit meinem Beruf zum
 Priestertum ist er mir gekommen,“ ant-
 wortete Herbert Vaughan, während sein

Gesicht vor innerer Begeisterung glühte.
 „Ich habe den Gedanken geprüft, bischöfliche
 Gnaden, ich habe gekämpft, habe mir alle
 Bedenken aufgezehrt, die dagegen sprechen.
 Und immer wieder hörte ich die innere
 Stimme: Geh hin und gehorche!“

Der Bischof wurde nachdenklich. „Wenn
 es Gottes Wille ist, dann wird Gott
 auch die Mittel dazu geben,“ sagte er
 endlich. „Ich erlaube Ihnen also für
 Ihren Zweck zu sammeln. Seht die
 Sammlung gut, so soll uns das ein
 Zeichen sein, daß Gott das Unternehmen
 billigt. Und nun Gott befohlen! Ich
 werde Ihnen die nötigen Papiere noch
 heute ausfolgen lassen.“

Wie froh war Herbert Vaughan! Er
 zweifelte gar nicht, daß Gott seine Be-
 mühungen segnen werde, und machte sich
 sogleich auf den Weg. Sein erstes Reise-
 ziel war eine große Stadt, worin viele
 reiche Handelsleute wohnten, denen es auf
 ein paar Pfund Sterling nicht ankommen
 sollte. Aber eine bittere Enttäuschung
 harrte des eifrigen Priesters. Gleich in
 den ersten Häusern, wo er vorsprach,

wurde er abgewiesen. Die Leute brummt über das ewige Sammeln, der Zweck, wofür er sammelte, wollte niemand gefallen; auch war Herbert Vaughan in der Stadt unbekannt, und das Empfehlungsschreiben seines Bischofs machte wenig Eindruck. Je mehr Abweisungen der arme junge Geisliche erfuhr, desto mehr sank sein Mut, desto zögernder brachte er sein Anliegen vor. Als er gegen Abend ins Gasthaus zurückkehrte, wo er abgestiegen war, hatte er nicht so viel wie einen Schilling erbettelt.

Es war noch heller Tag, ein schöner, freundlicher Sommerabend. Ihn litt es nicht im engen Zimmer; es drängte ihn hinaus aus den düstern Gassen, worin so harte, kalte Menschen wohnten. Vor der Stadt war eine Parkanlage; dorthin eilte er. In der frischen Luft, im freundlichen Grün hoffte er seinen Gram zu zerstreuen.

Aber vergebens! Er fand weder Zerstreuung noch Erleichterung. Noch nie in seinem Leben war er so traurig gewesen. Wie froh war er am Morgen ausgezogen. Wie hatte er geglaubt, Gottes Stimme zu hören: Geh, geh, es ist mein Wille! Und nun sah er wohl, daß es nicht Gottes Wille war, daß er sich all diese Jahre doch getäuscht hatte. Gleich morgen würde er zu seinem Bischofe zurückkehren und sagen: Ich habe meinen Plan aufgegeben, denn es ist nur mein Plan gewesen, nicht Gottes Absicht!

Mit solch trüben Gedanken beschäftigt, ging er seines Weges, den Kopf tief auf die Brust gesenkt wie jemand, dem die Last des Lebens zu schwer geworden ist.

Da schlug plötzlich eine sanfte, zitternde Stimme an sein Ohr: „Was fehlt Ihnen denn, junger Herr?“ Verwundert blickte er auf. Unter einem großen Lindenbaum saß eine alte Frau. Keine Dame, sondern eine Frau aus dem Volke, eine Arme, wenn man nach ihrem dürftigen Anzuge urteilen durfte. Er war hart an sie angekommen, ohne sie zu beachten; aber sie hatte ihn beachtet und mit mütterlicher Teilnahme den Jammer gelesen, der aus seinen Zügen sprach.

Und sie konnte ihn nicht vorbeigehen lassen, diesen Unbekannten, ohne ihm

wenigstens das zu geben, was auch der Ärmste geben kann: ein gutes Wort.

Wie wohl tat ihm dieses Wort! Er hatte ja den ganzen Tag über nur kalte, abweisende, zuweilen auch böse und spöttische Worte gehört!

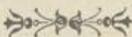
Ihm war's, als habe seine Mutter ihn angeredet. Ganz warm wurde es ihm ums Herz! Er setzte sich neben das arme Weiblein auf die Bank, eine breite, bequeme Bank, die rund um den massigen Baumstamm lief. Und er fühlte sich wie erlöst, daß er nicht mehr so ganz allein und verlassen war in der großen, fremden Stadt.

Und dann erzählte er ihr seine trübselige Geschichte, und wie schlecht es ihm diesen ganzen Tag ergangen war.

Auf der nämlichen Bank aber, nur auf der andern Seite des Baumes saß ein feiner Herr. Den hatte weder die Alte noch der Geisliche gesehen. Der hörte alles mit an, und als Herbert Vaughan fertig erzählt hatte, stand der Herr auf und trat vor.

„Ich bedaure, daß meine Mitbürger Sie abgewiesen haben,“ sagte er. „Es war wohl nur ein Mißverständnis, da Sie ihnen ja als ein Unbekannter gegenübergetreten sind. Wir sind hier nicht so geizig und hartherzig, wie es Ihnen scheinen möchte. Morgen werde ich selbst Ihr Führer sein und Sie werden sehen, wir machen gute Geschäfte.“

Gesagt, getan. Am folgenden Tage begleitete der Herr, einer der angesehensten Kaufmänner der Stadt, Herbert Vaughan zu all seinen zahlreichen Bekannten, und das Ergebnis der Sammlung war glänzend. Vaughan setzte nun seine Sammlungsreise fort, überall mit gutem Erfolge. Die Missionsgesellschaft, die er in der Folge stiftete, stellte er unter den Schutz des hl. Josef, des großen Helfers in aller Not. Er selbst ist als Kardinal der heiligen Kirche im Jahre 1902 reich an Jahren und an Verdiensten gestorben. Und bis zu seinem Tode hat er mit Dankbarkeit des armen Mütterleins gedacht, dessen schlichtes, freundliches Wort so entscheidend für sein Leben und Wirken geworden war.



Die kulturellen Verhältnisse Bosniens.

Die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung „Neuösterreichs“ spiegelt sich in nachfolgenden Daten wieder, welche das k. u. k. gemeinsame Finanzministerium im Herbst 1910 den Delegationen unterbreitet hat. Die Gesamtbevölkerung Bosniens-Herzegowinas ohne Berücksichtigung der seit 1895 erfolgten Ab- und Zuwanderung, die nicht sehr ins Gewicht fallend sind, beläuft sich auf 1,855.835 Personen, davon 808.321 Serbisch-orthodoxe, 616.628 Mohammedaner, 413.354 Katholiken, 8191 spaniolische, 3310 sonstige Juden, 5024 Evangelische, 1027 Andersgläubige. Der natürliche Zuwachs der männlichen Bevölkerung ist stärker als der der weiblichen, nämlich 15·57 pro 1000, während der weibliche nur 14·38 beträgt; dem entsprechend überwiegt tatsächlich in Bosnien-Herzegowina die männliche mit 986.306 Köpfen stark die weibliche, die nur 869.529 Köpfe zählt. Am geringsten ist der natürliche Zuwachs bei den Mohammedanern, nämlich nur 10·01; bei den Katholiken beträgt er 16·47 pro Tausend, bei den Serben 17·13 pro Tausend.

Die Auswanderung hat im Jahre 1909 sehr stark zugenommen, ganz offenkundig infolge der Annexion; von den 2966 Auswanderern im Jahre 1909 waren nicht weniger als 2538 Mohammedaner, die offenbar aus der Annexion in ihrer Weise die Konsequenzen zogen.

Sehr bemerkenswert ist die Verteilung der bosnischen Beamten und sonstigen Angestellten nach Staatsangehörigkeit, Religion und Nationalität. 35·14% (nämlich 3846) waren Oesterreicher, 27·93 (3057) Ungarn, 36·77 (4024) waren einheimische Bosniaken und Herzegovzen, 1·55 fremde Staatsangehörige; 59·90% (d. h. 6555) unter den Beamten im Jahre 1909 waren Katholiken, 22·83 serbisch-orthodoxe, 1·09 muselmanisch, 2·24 israelitisch, 3·13 griechisch-katholisch, 1·80 evangelisch; 11·71% waren Deutsche, 3·13 Magyaren, 4·71 Polen, 2·82 Ruthenen, 10·93 Tschechen, 31·89 Bosnier (?), 6·51 Serben, 23·62 Kroaten, 3·66 Slovenen; oder anders gruppiert: 11·71% Deutsche, 3·13

Magyaren, 84·45 Slaven, 0·68 Romanen. Mit Rücksicht auf die bevorstehende Behandlung der Kmetenbefreiungsfrage sind folgende statistische Nachweisungen sehr wichtig: Von rund 100.000 Kmetengütern, die noch im Jahre 1879 bestanden, wurden bis Ende 1909 26.211 abgelöst, und zwar um den Betrag von 20·26 Millionen Kronen. Im letzten Jahre war die Zahl der Ablösungen besonders groß, nämlich 1539 Kmetenanlassigkeiten mit 16.327 Hektar und 2 Millionen Kronen Ablösungsbetrag.

Bedeutend und nicht sehr erfreulich ist die hypothekarische Belastung. Der gesamte Lastenstand erreichte 1908 die Höhe von 105·4 Millionen, von denen im Jahre 1908 allein 11·55 Millionen zugewachsen waren. Die Entlastung betrug in diesem Jahre nur 6·4 Millionen. Sehr auffallend sind die immer noch sehr hohen Belastungssätze; so wurden im Jahre 1908 nicht weniger als 1823 Belastungen mit einem Zinsfuß von über 9 bis 10% durchgeführt, in einem Gesamtbetrage von 1,208.518 Kronen und sogar 74 zu 11 bis 12%.

Betreffend das Schulwesen sind folgende Ziffern bemerkenswert: Am Schlusse des Schuljahres 1908/09 bestanden in Bosnien und der Herzegovina 443 Elementarschulen, und zwar: 280 allgemeine, 134 konfessionelle und 11 private, in zusammen 343 Schulorten mit 2495 eingeschulden Ortschaften. Dies ergibt gegenüber dem Vorjahre 1907/08 einen Zuwachs von 29 Elementarschulen, 29 Schulorten und 229 eingeschulden Ortschaften. Von diesem Zuwachs entfallen 21 auf die allgemeinen und 8 auf die konfessionellen Elementarschulen. Im Verhältnisse zu dem Flächeninhalte des Landes entfiel im Schuljahre 1908/09 eine Elementarschule auf 117 Quadratkilometer gegen 126 Quadratkilometer im vorangegangenen Schuljahre 1907/08 und in dem Verhältnisse zu der Bevölkerungszahl auf 3613 Einwohner gegen 3872 im Schuljahre 1907/8. Von der einheimischen Bevölkerung sind nicht weniger als 98% noch Analphabeten, eine Ziffer, die in dem Amtsberichte freilich nicht ausgewiesen wird.

Stahlformguß.

Sanz gewaltig sind die Fortschritte, welche namentlich in den letzten Jahren die Technik aufzuweisen hatte. Der Dampfbahnlokomotive sind die elektrischen Triebwagen, die Automobile und Flugmaschinen auf den Fersen, der Dampfmaschine folgt immer häufiger die intensivere Arbeit leistende Turbine, die noch vor zwanzig Jahren angestaunten Schnelldampfer sind heute im Wettbewerb um die schnellsten und größten Dampfer längst vergessen,

sie gehören sozusagen zum „alten Eisen“. Ganz ähnlich es mit der Entwicklung der Geschütztechnik. Ueberall finden wir das Streben, die Schnelligkeit, die Arbeitsleistung, die Kräfteerzeugung bei gleichzeitig äußerster Gewichtsersparnis zu vermehren, zu vervielfachen. Selbstredend ist das nur möglich bei Wahl der besten, höchstwertigen Baustoffe und durch möglichste Veredelung der ausgewählten Rohstoffe, aus denen der Konstrukteur seine alles Bisherige überholenden Wunderwerke formen soll.

Einer der wichtigsten Rohstoffe speziell für den modernen Schiffs- und Maschinenbau ist der Stahlformguß, so genannt weil dieser Stahl in Formen gegossen wird; er ist das edelste, widerstandsfähigste Material des Konstrukteurs und erspart, abgesehen von diesem Werte der Leistungsfähigkeit, auch viele Arbeit, Zeit und damit Geld, da man früher Stahl nur durch Schmieden, Schweißen, Nieten seiner Bestimmung anpassen konnte,



Stahlformguß. Hintersteven-Unterteil.

während der Stahlformguß schon durch das Gießverfahren selbst in jede beliebige Form gebracht werden kann.

Obwohl schon im Jahre 1851 der erste Stahlformguß in der Bochumer Gußstahlfabrik erfolgte, brauchte es noch ziemlich lange, bis man ein Verfahren erfand, um dem bis dahin harten, spröden Stoff jene Eigenschaften zu geben, die der heutige Stahlformguß aufweist. Erst nach Einführung des sog. „Martinsens“ wurde es möglich, große Mengen von Stahl und Flußeisen in gleichmäßiger Beschaffenheit unter einer Temperatur von zirka 1600 Grad Celsius bis zu einer solchen Leichtflüssigkeit zu schmelzen, daß das Stahlbad

wie Wasser oder Quecksilber aus der Gießpfanne in die Formen läuft. Nach und nach gelang es, den geschmolzenen Rohstoff durch chemische Zusätze und andere Beeinflussungen so zu vervollkommen, daß heute Formguß die Festigkeit des Stahles, die Zähigkeit und Weiche des Schmiedeeisens und einen hohen Grad von Elastizität in sich vereinigt, also in nichts dem gewalzten Material etwas nachgibt. Für den modernen Maschinenbau eröffneten sich hiedurch ganz neue Ausichten. Während man bisher große Formstücke aus Gußeisen bilden mußte, kann man sie jetzt bei größerer Festigkeit und bedeutender Gewichtsersparnis aus Stahl

gießen, man braucht aber auch komplizierte, stark beanspruchte Maschinenteile von schwieriger Gestalt jetzt nicht mehr wie früher zu schmieden und zusammenzusetzen, sondern kann sie billiger und von gleicher Festigkeit in einem Stück gießen. W. Verdow schreibt des näheren über diese bahnbrechenden technischen Neuerungen in „Ueber Land und Meer“:

„Lokomotivrohren von eleganter Form, riesige Turbinengehäuse von ganz verwickeltem Bau, große Motorenzylinder, die einen ungeheuren Gasdruck auszuhalten haben, den heftigsten Stößen ausgesetzte Geschützeile, ganze Gestelle für Dampfhämmer mit dem Zylinder daran, alles wird unter absoluter Garantie der Reinheit, Festigkeit und Elastizität aus einem Stück gegossen. Zu den gewichtigsten Güssen gehören die riesigen Ständer großer Walzwerke und Pressen, die bis sechzigtausend Kilogramm und noch darüber wiegen können, zu den schwierigsten dagegen die großen und dabei verhältnismäßig leichten Rahmen- und Steventeile für Lokomotiven und Schiffe.

In welchem Umfange die Technik von diesem Fortschritte Gebrauch macht, beweist das rasche Entstehen von Stahlformgießereien in den bedeutendsten Eisenwerken. Der Krupp'sche Riesenbetrieb hat schon seit 1886 eine Spezialfabrik für diesen

Zweig in Annen, daneben bestehen aber auch in den Essener Werken bedeutende Stahlformgießereien. Das neuerdings vollendete Martinwerk VI mit mehr als tausend Arbeitern ist darunter die größte und wohl auch in ihren Betriebsmitteln am meisten fortgeschrittene.

Roheisen und Eisenabfälle bilden den Einsatz für die Martinöfen, in denen die Erzeugung des Stahls erfolgt und in denen je dreißig Tonnen (sechshundert Zentner) auf einmal geschmolzen werden können. Die Eigenschaften des Stahls werden bestimmt durch die Wahl des Eisens, die Art und Dauer des Schmelzprozesses und gewisse Zusätze zu dem flüssigen Eisenbad. Im allgemeinen muß der für Formgüsse dienende Stahl weich und von bedeutender Elastizität, arm an Kohlenstoff, aber trotzdem flüssig und „ruhig“ sein, das heißt leicht in alle Teile der Form eindringen und nachträglich keine Gasblasen bilden, die das Gefüge des Gußstücks lockern würden. Der Grad der Festigkeit und Elastizität, bisweilen sogar die chemische Zusammensetzung wird von den Bestellern vorgeschrieben und kontrolliert, und der leitende Ingenieur des Martinwerkes hat dafür Sorge zu tragen, daß der Stahl genau in dieser Beschaffenheit aus dem Ofen kommt.

Interessante Geständnisse eines Apostaten.

Der die Schriften des Jesuiten Graf Paul v. Hoensbroech nach seinem Austritt aus der katholischen Kirche kennt, wird in denselben nicht viel verspüren von der vorurteilslosen Objektivität, die sich die protestantische Geschichtsschreibung als ein besonderes Verdienst anrechnet. Der blinde Haß des evangelischen Bündlers gegen alles Katholische, der aus allen seinen Kundgebungen in öffentlichen Versammlungen und Veranstaltungen spricht, führt seine Feder auch bei seinen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Arbeiten über die katholische Kirche und ihre Einrichtungen. Man ist darum nicht wenig überrascht, wenn man in seinem neuesten Buch „Vierzehn Jahre Jesuit“ folgende Worte über den Ordensstand liest: „Ich sehe nicht an,

zu sagen, daß hinter den Klostermauern eine wahre Unsumme von lauterster Gottes- und Christenliebe, von heldenmütigster Entsagung getragen wird . . . Es ist nicht, wenigstens nicht im allgemeinen, Weltflucht und Lebensverneinung im Sinne von Lebensverdrossenheit, was die Tausende Armut, Keuschheit und Gehorsam geloben läßt, sondern hochgemuter, starker Lebenswille, aber eines Lebens, das die Worte sich zur Richtschnur macht: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir“. Ueber die von ihm so bekämpfte ultramontane Weltanschauung schreibt er die anerkennenden Worte: „In keiner anderen christlichen Gemeinschaft strömt der Strom christlichen Idealismus so breit und wuchtig wie in der ultramontan-katholischen. Zunächst ist

auch der ultramontane Katholik ein Mensch und will ein Christ sein, d. h. auch er besitzt ein Herz, das die lichten Höhen und die purpurnen Tiefen des Menschen- und Christentums in sich birgt. Dann aber stellt nur das katholisch-ultramontane Christentum dem Menschen und Christen die Erfüllung seiner Sehnsuchtsideale greifbar vor Augen, indem es ihm die Klöster zeigt und aus ihnen die Stimme ertönen läßt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Seinen Bundesbrüdern im „Evangelischen Bund“ mag Hoensbroech mit diesen Geständnissen keine besonders angenehme Lektüre gegeben haben, die ihnen noch umso bitterer schmeckt, als er über die preußische Landeskirche, der der Graf seit 1895 angehört, ein weniger günstiges Urteil fällt. Er schreibt über sie: „Sie ist ein sehr unvollkommenes Menschenwerk, das innerlich und äußerlich den religiös-christlichen Charakter stark eingebüßt und dafür den bureaukratisch-formalistisch-staatlich-höfischen Charakter angenommen hat . . . Wer auch nur einen Blick in die Schrift wirft und die Stellung sich ansieht, welche die christlichen Hierarchen und Episkopi und Presbyter einnehmen, weiß, daß der landeskirchliche oberste Bischof und die landeskirchlichen Behörden auch nicht das allermindeste mit Christentum zu tun haben . . . Das natürliche Verhältnis zum Staat ist aber nicht das einzige Unchristliche und Unreligiöse an der Landeskirche, ihre höfische Abhängigkeit ist ebenso zu verurteilen . . . Gott, Religion und Christentum dienen bei den vielen unchristlichen Neuzerlichkeiten der Landeskirche als Umhüllung, unter der sich faustdicke Eitelkeit und Selbstbespiegelung verbergen . . . Eine solche Kirche kann Liebe nicht einflößen,

nicht einmal besondere Achtung. Denn was sie sonst neben ihrem religiös-christlichen Fehlbetrag sozial oder kulturell Gutes leistet, kommt bei ihrer Wertung als christliche Kirche, als religiöse Gemeinschaft nicht in Betracht. Das leisten andere, nicht religiöse Vereine auch und noch besser.“ Auch die Unwissenheit in katholischen Dingen, wie sie in protestantischen Kreisen, besonders auch bei hochgestellten protestantischen Geistlichen herrsche, geißelt Hoensbroech mit scharfen Worten, wobei besonders bemerkenswert ist, daß er von Harnack sagt: „Seine Gelehrsamkeit habe ich bewundert, verwundert habe ich mich aber über die bei ihm und — bei vielen anderen Universitätsprofessoren nicht auch? — häufig hervortretende Unkenntnis über Katholisches.“ Allerdings nimmt sich ein solches Urteil über die Landeskirche und die Unwissenheit der Protestanten über katholische Kirche und den katholischen Glauben gar seltsam aus im Munde eines Mannes, der, wie der Jesuit, das Uebernatürliche im Christentum immer mehr abstreift, dem Christus „der religiöseste aller Menschen“ ist, der mit seinem Gottesbegriff immer tiefer ins Fahrwasser des Pantheismus hineinkömmt und der selbst durch seine Entstellungen, seine Märchensammlungen über Papsttum und Päpste, seine literarischen Karikaturenzeichnungen von katholischem Glauben und katholischem Leben seine jetzigen Glaubensgenossen noch tiefer in Unwissenheit in katholischen Dingen hineinführt. Trotzdem aber bleiben die Geständnisse dieses fanatischen Gegners der katholischen Kirche bemerkenswert und sind eine nicht unwirksame Apologie ihres Wahrheitsgehaltes und ihres kulturellen Wertes.

✻ Positive Arbeit. ✻

Weitere Fortschritte der christlichen Provinzpresse.

Für den Reichenberger Gau erscheint seit Kurzem eine eigene Ausgabe der „Oesterr. Volkszeitung“ unter dem Titel „Deutsche Rundschau“. — Die in

Leichen seit einem Jahre erscheinende „Ostschlesische Post“ erscheint seit Neujahr 1911 zweimal, statt wie bisher einmal in der Woche. — Der den von den Freisinnigen vor einem Jahre übernommene „Westböh. Grenzboten“ in

Tschau entwickelte sich schon im ersten Jahre zu einem reichhaltigen, entschieden christlich-antifemitisches Volksblatte.

Die „Reichspost“, das Zentralorgan der christlichsozialen Partei Oesterreichs, hat sich zu einem neuen bedeutsamen Schritt nach vorwärts entschlossen: Sie erscheint von Neujahr 1911 an täglich 3 mal.

Eine neue kath. Volksbibliothek.

Der St. Vinzenz-Leseverein (Wien, 6. Bezirk, Stumpergasse 31) hat eine neue, seine zweite Volksbibliothek in Wien, 15. Bezirk, Lannengasse 15, eröffnet, einem volkreichen Bezirksteile, in welchem eine Bibliothek mit guten Werken schon lange ein dringendes Bedürfnis war. Die Gründung wurde vom Missionsprieester Alois Koit angeregt. Seinem Bemühen, dem treuen Mitarbeiten des Damentomitees und der Opferwilligkeit des Vereines, der 6000 Kronen widmete, ist es gelungen, eine treffliche Bibliothek herzustellen. 3000 Bände stehen nun dem Volke gegen ganz kleine Zahlungen zur Verfügung.

Die kathol. Reichs-Frauenorganisation Oesterreichs

gibt seit Neujahr 1911 unter dem Titel „Oesterreichische Frauenwelt“ eine Monatschrift für gebildete Frauen heraus. (Jährlich 5 K.) Diese wird von Frau Fanny Brientano redigiert.

Der katholische Volksverein für Ungarn zählt derzeit, wie wir dem „Christl. Volksblatt“ (Budapest) entnehmen, 250.000 Mitglieber, u. zw. 148.000 Magyaren, 53.000 Deutsche, 42.000 Slowaken, ferner Kroaten, Kleinrussen etc. Die Mitglieder erhielten im letzten Jahre 2.282.385 Hefte und Kalender, weiters wurden 1.530.146 Exemplare Flugschriften und diverse Aufrufe verteilt. In der Parteikanzlei arbeitet ein Rechtsanwalt, ein Advokat, drei Rechtsräte und das 14gliedrige Komitee. Die Kanzlei hat 8394 Akten abgeschlossen. In der Provinz haben in 127 Orten 159 Advokaten den Mitgliebern in 10.215 Fällen unentgeltlichen Rechtsschutz und Rat erteilt. Die sämtlichen Rechtsfälle waren 18.609, hingegen voriges Jahr nur 13.652. Hypothekar-Darlehen zu vermitteln fing der Volksverein im

Monate März an und vermittelte binnen neun Monaten 685.900 Kronen.

Katholische Jugendvereine in Deutschland.

In Deutschland bestehen für die männliche katholische Jugend, abgesehen von den Standesvereinen für Gesellen und Kaufleute, über 1800 katholische Jugendvereine (zu 3/4 Jünglings-Kongregationen oder Sodalitäten) mit über 280.000 Mitgliedern, die fast überall nach Diözesen organisiert sind und seit etwa 1900 die Vereinsstätigkeit auch auf die soziale und staatsbürgerliche Schulung ausgedehnt haben. Die katholischen Mädchenvereine (fast ausschließlich Kongregationen) umfassen annähernd 300.000 Mitglieder.

Ein Verein zur Errichtung von Kinderlesehallen

soll eben in Berlin gegründet werden. Dadurch will man dem verderblichen Einflusse der Schundliteratur auf das Kindergemüt vorbeugen und gleichzeitig die Jugend der Straße und deren verderblichen Einwirkungen entziehen. Amerika und Dänemark sind in dieser Hinsicht vorangegangen, in Deutschland haben Hamburg und Jena mit diesen Lesehallen gute Erfahrungen gemacht; die Kinder sollen in geistiger wie in leiblicher Beziehung gewonnen haben.

Neue katholische Vereinsgründungen.

Wien. Katholischer Männerverein für die Pfarre Währing.

Wien. Katholischer Männerverein für Neumargareten.

Wspang (Niederösterreich). Katholischer Arbeiterverein. Obmann Hochw. Herr Kooperator Bong.

Althofen (Kärnten).

Grades " } Je ein christlichsoz.

Guttaring " } Volks- und

Micheldorf " } Arbeiterverein.

Böckstein " }

Wiefing " }
Scheiblingkirchen (Nied.-Oesterr.) Christlicher Arbeiterverein.

Schwarzach (Bongau, Salzburg). Katholischer Arbeiterverein.

Wagrein (Bongau, Salzburg). Katholischer Arbeiterverein.

Furth bei Weissenbach (Nied.-Oesterr.). Katholischer Schulverein.

Zu unseren Bildern.

Graf Leo Tolstoi.

Am 20. November 1910 verschied in dem kleinen Bahnhofhäuschen des welt-

vergebenen Dorfes Astapowo ein Mann, dessen Schriften und Leben einen eigentümlichen Zauber auf breite Kreise aus-

geübt haben: der Schriftsteller Leo (Bew) Tolstoi. Im Alter von 82 Jahren verließ der Dichtergreis plötzlich sein schönes Gut Jasnaja-Poljana, um seine letzten Lebensstage in klösterlicher Abgeschiedenheit zu verbringen. Auf dieser seiner Flucht erkrankte er nach kurzem Aufenthalt im Kloster Optina und wurde vom Stationsvorsteher von Astapowo als Schweranker ins Haus genommen, das Tolstoi nach wenigen Tagen zum Totenhaus wurde.

Graf Nikolajewitsch Tolstoi wurde am 9. November 1828 zu Jasnaja-Poljana (Gouvernement Tula) geboren,

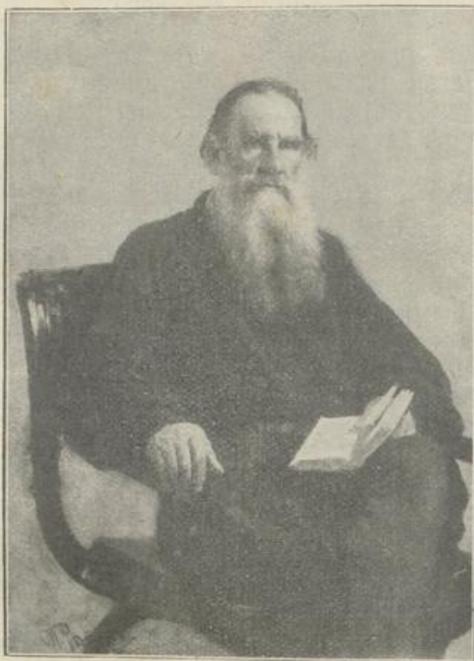
studierte 1843 bis 1847 in Kasan orientalische Sprachen und die Rechte, diente 1851 bis 1855 beim Militär und nahm an der Belagerung Sebastopols teil. Tolstoi lebte später abwechselnd in Moskau und St. Petersburg, bereifte das Ausland und zog sich nach den lebenslustig verbrachten Jugendjahren endgültig nach Jasnaja-Poljana zurück. Im Jahre 1862 verheiratete er sich mit Sofie Behr, der Tochter eines jüdischen Moskauer Arztes. Nur selten verließ Tolstoi sein Gut in Jasnaja-Poljana. Die Familie der Grafen Tolstoi stammt

von einem im sechzehnten Jahrhunderte nach Rußland eingewanderten Preußen namens Diek, was im Russischen Tolstoi heißt. Der Ahnherr des nun verstorbenen Schriftstellers war Peter Tolstoi, ein Freund Peters des Großen, von dem er den Grafentitel erhielt. Graf Leo Tolstois Mutter war eine geborne Fürstin Wolkonskaja.

Seine ersten Werke schrieb Tolstoi, als er im Kaukasus bei der Armee diente, und zwar: „Kindheit“ mit den Fort-

setzungen „Knabenalter“ und „Jünglingsjahre“, dann „Der Ueberfall“, „Der Morgen des Gutsbesitzers“ und „Die Kosaken“. Die Erlebnisse und Eindrücke des Krimkrieges schildern „Sewastopol im Dezember 1854“, „Sewastopol im Mai 1855“ und „Sewastopol im August 1855“. Später folgten die „Aufzeichnungen eines Marquers“, „Schneesturm“ und „Zwei Husaren“. In der Erzählung „Buzern“ faßte Tolstoi seine Reiseindrücke und Urteile über Westeuropa zusammen. Auf seinem Gute Jasnaja schrieb er dann als Früchte seines unablässigen Nachsinnens,

Weltbetrachtens und Studiums „Familienglück“, „Drei Tote“, „Polkuschka“, „Cholstomjer“, „Geschichte eines Pferdes“, „Krieg und Frieden“ und den Roman „Anna Karenina“. Ende der Siebzigerjahre erfolgte seine große Lebenswende, seine „geistige Befehring“. Er übersetzte, nachdem er schwierige theologische Studien betrieben, die Evangelien und veröffentlichte dann seine programmatische „Beichte“ (in der deutschen Uebersetzung: „Worin besteht mein Glaube?“ „Was sollen wir denn tun?“ „Die Kreuzer-Sonate“ zc.



Graf Leo Tolstoi,
gestorben am 20. November 1910.

Tolstoi ist der berühmteste russische Romanschriftsteller, ausgezeichnet durch scharfe Beobachtungsgabe, einfache, peinlich genaue und ungewöhnlich plastische Darstellungsweise; er gehört durch seine tiefen Seelenanalysen zu den größten Psychologen der Weltliteratur, geriet aber in seiner philosophischen Eigenbrödelei schließlich selbst mit der von ihm so abgöttisch verehrten Natur in Widerspruch. Jede positive Religion verwerfend, bildete sich Tolstoi eine eigene Weltanschauung, deren

Grundgedanke die Idee des Guten und der christlichen Liebe ist; er verwarf die Bekämpfung des Bösen, da sie das Böse nur vermehre, den Krieg, den Staat, das Eigentum zc. Als Verächter jeglichen parlamentarischen und staatlichen Treibens hielt er sich grundsätzlich auch vom politischen Erwachen Rußlands fern; er predigte Rückkehr zur Natur, zur Arbeit und Einfachheit, verdamnte Wissenschaft und Kunst, weil diese den Menschen vom wahren Leben und Lieben nur abzögen. Im Jahre 1900 wurde er aus der russisch-orthodoxen Kirche ausgeschlossen. Tolstoi entwickelte sich aus einem krassen Pessimisten in einen ebenso krassen Optimisten, dessen Hauptforderungen eine Utopie bilden, die nur zu leicht zum geistigen Anarchismus und Nihilismus führt. Die nach seinen Grundsätzen organisierten „Tolstowzen“ konnten nicht lange vereint leben.

Dresden.

Zwei Bilder dieser „Immergrün“-Nummer führen uns in das so anmutig gelegene „Elb-Florenz“, so genannt wegen der reichen Kunstschätze, die in der Hauptstadt Sachsens zu sehen sind, und zwar mitten ins Zentrum dieser kunstliebenden, über eine halbe Million Einwohner zählenden Stadt. Das eine Bildchen zeigt uns das nach den Plänen G. Semper's aufgeführte Museum, das, in edlem Hochrenaissancestil erbaut, als eine der besten Schöpfungen moderner Architektur gilt. (Unsere Aufnahme ist von der Hofseite aus gemacht.) Das Museum stellt den mehr als ein Jahrhundert fehlenden nordöstlichen Abschluß des oft genannten „Zwingers“ her, eines unter Augustus II. 1711—1722 ausgeführten, jedoch nicht vollendeten Baues, dessen sieben durch eine einstöckige Galerie verbundenen Pavillons einen länglich viereckigen Raum, 117 m lang und 107 m breit, umschließen. Der „Zwinger“ zählt zu den glänzendsten und anmutigsten Verkörperungen des Barockstiles. Museum und Zwinger enthalten bedeutende Sammlungen: das Museum die Gemäldegalerie, Kupferstiche und Handzeichnungen; der Zwinger das zoologische und anthropologisch-ethnographische und das mineralogisch-geologische Museum, sowie den mathematisch-physikalischen Salon.

Die Dresdener Gemäldegalerie ist wesentlich eine Schöpfung August III. (1733—1763) und birgt fast 3000 Oel- und Temperabilder, darunter zahlreiche Meisterwerke ersten Ranges, so z. B. die Strimische Madonna von Raffael, „Zinsgroschen“ und „Madonna mit dem Kinde“ von Tizian, „St. Nacht“ von Correggio, „St. Cäcilia“ von Carlo Dolce, „Christus am Kreuz“ von Dürer, „Bildnis des Morette“ von Holbein zc. Neben dem Louvre und den Galerien von Florenz erfreut sich die Dresdener Gemäldegalerie des Ruhmes der ersten Bildersammlung der Welt. — Das Kupferstichkabinett birgt rund 400.000 Kunstblätter.

In der Richtung vom Zwinger über die Hofkirche liegt, unmittelbar an der Elbelände, die oft genannte, 400 Meter lange Brühl'sche Terrasse. Sie wurde 1738 vom Grafen Brühl, Augusts III. „allmächtigem Minister“, auf dem Festungswalle angelegt und gewährt einen herrlichen Ausblick auf das reiche Leben auf dem Elbestrome und die gegenüber liegende „Neustadt“.

Fast unmittelbar vor der großen Freitreppe, die zur Brühl'schen Terrasse emporführt, also zwischen der genannten Terrasse und dem Zwinger, erhebt sich der majestätische Bau der katholischen Hofkirche, die in den Jahren 1738—1751 nach den Plänen Chlaveri's im Barockstil erbaut wurde; oben auf den Brüstungen und an den Eingängen stehen 78 Sandsteinstatuen von Heiligen (von Mattielli); der Turm ist 91 Meter hoch. Das Innere birgt u. a. ein Altarbild von Rafael Mengs, Christi Himmelfahrt darstellend. Unter der Sakristei befindet sich die Gruft des königlichen Hauses. Wer an Sonn- oder Feiertagen den Hochgottesdienst in der Hofkirche besucht, hat nicht selten Gelegenheit, den sächsischen König mit seinen Kindern in einem Oratorium zu erblicken und sich an ihrer Andacht zu erbauen.

Mutterglück.

Die auf unserem Bilde durch das kleine Stubenfenster einfallenden Strahlen der Morgensonne bescheinen eine herzige Szene stillen Mutterglückes: den Morgenkuß, den das eben erwachte Nesthätchen der glücklichen Mutter auf die Rippen drückt, der

Mutter, von der Goethe sagt „Der Frauen Liebe nährt das Kind.“

Kinder sind Blumen,
Die der Gärtner liebt;
Zu ihrem Gedeihen
Warmen Sonnenschein
Der gute Gärtner gibt.

Ihrer Unschuld Vallen
Ist der Engel Gefallen;
Ihr Auge, so rein,
Blickt in die Welt hinein,
Sieht überall Blumen und Sonnenlicht;
Ihr guten Engel, verlaßt sie nicht!

Der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Familie.

Immer häufiger betraut unser greise Monarch den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (geb. am 18. Dez. 1863 zu Graz als Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig) mit seiner Stellvertretung auch für Repräsentationspflichten innerhalb Oesterreich-Ungarns, nachdem schon seit Jahren der Thronfolger seinem kaiserlichen Onkel die Repräsentationspflichten für das Ausland abgenommen hat; wir erinnern hier nur an die Reisen Erzherzog Franz Ferdinands nach London, nach Rumänien, nach Berlin usw. Auch für alle wichtigeren Konferenzen in militärischen Fragen wird der Thronfolger in erster Linie beigezogen, wie er ja auch bei den großen Manövern der letzten Jahre Gelegenheit hatte, seine Initiative zu betätigen und neue Erfahrungen auf dem Gebiete der Schlagfertigkeit der Wehrmacht zu sammeln. Zum ersten Male wurde im Dezember 1910 der Thronfolger vom Kaiser auch damit betraut, die beiden Delegationen zu empfangen.

Erzherzog Franz Ferdinand, ein Mann mit warmem Herzen aber auch festem Willen, hat bekanntlich für seine Nachkommen in aller Form auf den Thron des Großstaates Oesterreich verzichtet, um eine Gemahlin nach seinem Herzen und seinem Willen, die eben so schöne als edle Komtesse Sophie v. Chotek heiraten zu können (1. Jänner 1900.) Der Thronfolger hat diese Ehe nicht zu bereuen gehabt, denn die später vom Kaiser zur Fürstin, dann zur Herzogin erhobene Gemahlin hat ihm nur Glück und Sonnenschein, das Glück eines stillen, harmonischen Familienlebens gebracht, ein Segen, der ja nicht bloß dem künftigen Träger

der dornenvollen Kaiser- und Königskrone Oesterreich-Ungarns zugute kommt, sondern seinen wohlthätigen Widerschein auch auf das ganze Reich wirft. Was nützen auch alle guten Gesetze und staatlichen Einrichtungen, wenn dem Verfall des Familienlebens, dieser wichtigsten Schule der Charakterbildung, nicht von oben durch gutes Beispiel entgegengewirkt wird? Wie hoch der Thronfolger die Wichtigkeit einer guten Kindererziehung einschätzt, das bewies er u. a. damit, daß er trotz der planmäßigen Befeindung des konfessionellen, positiv christlichen Schulerziehungsprinzipes seitens der sog. „freisinnigen“ Presse und ihrer zum Teil recht einflußreichen Hintermänner das Protektorat des katholischen Schulvereins für Oesterreich übernahm. Schon diese eine mannhafte Tat des Thronfolgers ist geeignet, ihm die Sympathie aller derer zu sichern, die nicht im Banne der „freisinnigen“ Phrasen stehen.

Der Biadukt über die Trisanna.

Unser Bild führt uns in das von Arthur Achleitner und anderen Schriftstellern so farbenprächtig geschilderte Paznauntal (Westtirol) in den Silvretta-Alpen. Vom „Weiler Wirt“, wo die Wege ins Montafon über „Vieler Höhe“ und Zernisjoch auseinandergehen, bis zum Schloß Wiesberg ist das Tal 32 Kilometer lang (durchschnittlich 1280 Meter über dem Meere gelegen); es wird von der 42 Kilometer langen Trisanna durchzogen, die sich dicht unterhalb des 86 Meter hohen und 255 Meter langen Trisannabiaduktes (der Arlbergbahn) mit der Rosanna zur Sanna vereinigt. Das Flußbett der Trisanna zieht sich an vielen Stellen zwischen hohen Bergwänden hin, bildet oft ganz enge Schluchten (besonders berühmt die „Gfällschlucht“) und erinnert in vielen Partien an das „Gesäuse“ in der Obersteiermark.

Holzabfuhr.

Nach dem Gemälde von A. Thiele.

Ein naturwahres, von Künstlerhand entworfenenes Winterbild! Es zeigt uns zwar nicht eine moderne Rodelpartie oder eine andere, an sich ganz gesunde Wintersportbetätigung, sondern den Gebirgsbauern bei seiner harten Winter-Waldarbeit: beim Abführen des Holzes, das

nach Eintritt des ersten stärkeren Schneefalles aus den Bergwäldern auf Holzriesen (Holzrutschbahnen) zu Tale gebracht und von hier aus Stamm für Stamm durch kräftige Pferde an den nächsten Fahrweg gezogen worden war. Es ist eine harte und mitunter sehr gefährliche Arbeit, aber über ihr liegt der Zauber der ganzen Winterpracht, kein Wunder, daß der Gebirgsbauer auch die harte Waldarbeit gerne verrichtet, vorausgesetzt, daß ihm nicht wucherische Zwischenhändler die Poesie der Waldarbeit gar zu sehr verleiden.

Die Staudämme Aegyptens.

Angesichts des Interesses, das die Anlegung von Talsperren zur Ansammlung und Ausnützung von Wasserläufen sowie zur Milderung von Hochwassergefahr auch in vielen Kronländern Oesterreichs findet, ist es nicht unangebracht, auch der großen Staudämme Aegyptens in aller Kürze zu gedenken.

Schon die Assyrer und Babylonier, die alten Aegypter, Indier, Perser, Sabäer u. s. w. legten Staudämme zur Stauung großer Flüsse und zur Bewässerung ausgedehnter Ländereien an. Die größte derartige moderne Stauanlage ist die von Assuan in Aegypten. Der 2 km lange Damm durchquert in gerader Linie den Nil und besteht aus Granitbruchsteinen und Portlandzement (544.400 Kubikmeter Mauerwerk); unten ist er 19, oben 7 m stark; in Abständen von je 65 m verstärken ihn Strebebohlen. Die aufgestaute Wassermasse beträgt nicht weniger als 1065 Millionen m³. Damit trotz dieser Anlage die Schifffahrt auf dem Nil nicht unterbunden wird, hat man einen 1600 m langen Kanal mit 4 Schleusen zur Hebung, bezw. Senkung der Schiffe erbaut. Die Baukosten für diese Anlagen (erbaut in den Jahren 1898 bis 1902) betragen 71,3 Millionen Mark. — Der 600 km weiter nördlich gelegene Damm von Assiut (Siut) dient zur Regulierung der Bewässerung der ägyptischen Provinzen Siut, Minje und Beniuef. Der Damm besteht aus acht Teilen, der erste und letzte mit je drei Bogen und einer Schleuse, die mittleren mit je neun Bogen. Jeder Bogen kann durch eine eiserne Falltür geschlossen werden.

Ueber den Damm führt eine Fahrstraße, ebenso angelegt wie in Assuan (Oberägypten). Dieser mächtige Bau staut seit 1903 20 Meter hoch das Wasser zur Ueberschwemmungszeit und gibt es während der trockenen Zeit zur gleichmäßigen Bewässerung ab. Der aus Granitblöcken erbaute Damm hat eine Länge von 1962 Meter, hat 180 Meter Schleusen zur Regulierung und ist 27,2 Meter an den tiefsten Stellen breit und 30,5 Meter hoch (140 Unterschleusen von 14 Quadratmetern, 40 Oberschleusen von 7 Quadratmetern Öffnung).

Der Herzog von Connaught legte am 2. Februar 1899 den Grundstein zu diesem Bauwerk, dessen Ausführung 40 Millionen Mark kostete.

Durch den wirtschaftlichen Nutzen dieser Stauanlagen hat sich das Nationalvermögen Aegyptens um mindestens 60 Millionen Mark erhöht, die Baumwollernte hat sich gegen früher verdoppelt. Aegypten ist, so bemerkt hierüber Alice Ragdorff, durch den Damm erst erschlossen worden. Zehn Millionen Menschen werden durch die oft nur 1000 Meter breiten fruchtbaren Uferstreifen ernährt. Das andere Land ist Wüste. Der ganze Anblick der geöffneten Schleuse ist grandios. Ein Weltwunder menschlicher Technik.

Graf Franz Ballestrem.

Am 24. Dezember 1910 verschied auf Schloß Plawntowitz (Oppeln) in Preussisch-Schlesien ein Mann, dem die Katholiken großen Dank schulden, da er zu jenen Männern gehörte, auf die wir mit Stolz hinweisen können, wenn die Gegner mit dem alten Mätschen kommen, daß der Katholizismus ein „Feind der Bildung“, ein „Hindernis für die Kultur“ sei. Dieser nunmehr entschlafene Mann war Franz Graf Ballestrem, durch viele Jahre Präsident des Deutschen Reichstages. Selbst gegnerische Blätter rühmen in ihren Nachrufen den edlen Charakter dieses Mannes und gestehen unumwunden ein, daß er zu den besten, zu den intelligentesten Präsidenten des Deutschen Reichstages zählte.

Die katholische Adelsfamilie Ballestrem stammt aus dem Piemontesischen, ist aber schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Schlesien eingewandert. Graf

Franz Ballestrem wurde am 5. September 1834 auf Schloß Plawniowiz geboren. Er vermählte sich, 24 Jahre alt, mit Gräfin Hedwig von Saurma-Zeltzsch, nachdem er kurz zuvor in die Armee getreten war. Er machte die Feldzüge 1866 und 1870/71 mit, nahm jedoch nach dem deutsch-französischen Kriege, in dem er durch einen Sturz vom Pferde invalid geworden war, den Abschied und widmete sich der politischen Laufbahn. Schon 1872 im Wahlkreise Oppeln in den Reichstag gewählt, schloß er sich der glänzenden Führung Windthorst's im Zentrum an, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern er bald wurde. 1890 wurde er, nachdem er zuvor schon erster Vizepräsident der Fraktion gewesen war, zum ersten Vorsitzenden des Zentrums gewählt, kam kurz darauf auch in das preußische Abgeordnetenhaus, dem er jedoch nur angehörte, bis er 1903 in das preußische Herrenhaus berufen wurde. — Im März 1893 stimmte er gegen das Zentrum für die erhöhten Heeresrüstungen und kam dadurch mit seinen bisherigen Parteifreunden in einen Gegensatz, der ihn bewog, bei den Neuwahlen zunächst nicht mehr zu kandidieren. 1898 wurde er jedoch im Wahlkreise Lublinitz wieder in

den Reichstag entsandt und hier zu dessen Präsidenten gewählt, als welcher er eine ganz außerordentliche Energie, Geschicklichkeit und Schlagfertigkeit an den Tag legte. Er gilt als der bedeutendste unter den Präsidenten, die der Reichstag bis auf den heutigen Tag gehabt. Allgemein bewundert wurde die taktisch glänzende Art, wie er den sozialdemokratischen Obstruktionsversuch zur Zeit der Kruppperregung zu vereiteln wußte.

Bei den Reichstagswahlen des Jahres 1906, die im Zeichen des Bülowblocks stattfanden, bewarb er sich, hauptsächlich aus Altersrücksichten, nicht mehr um ein Mandat. Der Breslauer Katholikentag ehrte seine hervorragenden Verdienste um die deutschen Katholiken, indem er ihn zu seinem Ehrenpräsidenten ernannte.

Seit einiger Zeit kränkelte er. In seinem Geburtsorte hat ihn nun der Tod ereilt. Deutschland verliert in Ballestrem einen der alten Kämpen aus der Windthorst-Zeit, einen Kavalier, der als Politiker bei allen Parteien hohes Ansehen genoß. Die Katholiken Deutschlands trauern an seiner Bahre um einen der edelsten Verteidiger ihrer Rechte.

Mütterchen.

Von Sophie Hue.

Aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Hüyer.

Wenn ich schlafe in der Nacht,
Wer bewacht mich, wenn ich ruh'?
Wer lacht, wenn ich dann erwacht?
Liebe Mutter, das bist Du.

Wer ist's, der mich lehrt das Lieben?
Wer denkt meine immerzu?
Wer schämt mich fast übertrieben?
Liebe Mutter, das bist Du.

Wenn dann Deine Greisenzeit,
Werd' ich wachen über Dich.
Wer vergilt die Zärtlichkeit?
Liebe Mutter, das bin ich.

Sammelmappe.

Die Katholiken in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In einem nordamerikanischen Blatte (Buffalo Volksfreund) lesen wir:

Wenn man von den Fortschritten des Katholizismus in den Vereinigten Staaten spricht und diese mit nackten Zahlen belegen will, vergißt man gewöhnlich die

vielen katholischen Einwanderer, die nach kurzer Zeit für uns verloren gehen. Die große Zahl der gemischten Ehen hat seit vielen Jahren den katholischen Klerus beschäftigt. Allein trotz allen Eifers konnte die böse Zahl nicht verringert werden. Forschen wir nach der tieferen Ursache der überreichen Zahl der gemischten Ehen, so

stießen wir auf die Schulfrage. Während dank der vielen Frauenorden die meisten katholischen Mädchen eine katholische Erziehung erhalten, besuchen die Knaben die Staatschulen, in welchen viele von ihnen den Glauben verlieren und indifferent werden. Auf zwanzig katholisch erzogene Töchter kommt ein katholisch erzogener junger Mann. Nur dann, wenn es gelingt, durch Schaffung von katholischen Gymnasien und Realschulen die jungen Männer katholisch zu erhalten, kann das stetige Anwachsen der gemischten Ehen gerade bei Gebildeten beschränkt werden.

Es ist nicht ohne Interesse, die Ergebnisse der verschiedenen statistischen Erhebungen zu vergleichen. Im Jahre 1909 kamen 440.000 katholische Einwanderer nach Amerika. Diese Zahl erreichte die gewöhnliche Höhe nicht, in manchen Jahren kommen bis 610.000 katholische Einwanderer nach Amerika. Und doch beträgt die Zunahme der katholischen Bevölkerung jährlich kaum 112.576 Seelen. Wo sind die anderen 478.444, beinahe eine halbe Million Katholiken, geblieben? Das nackte Ergebnis der statistischen Erhebungen zeigt, daß eine halbe Million Einwanderer jährlich der katholischen Kirche verloren geht. Welches sind die Ursachen des unbegreiflichen Abfalles? Die Katholiken kommen häufig in Gegenden, wo es ihnen beinahe unmöglich ist, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Eine sorgfältige Untersuchung hat gezeigt, daß 100.000 von den Einwanderern, die jährlich nach Amerika kommen, sich in dieser Lage befinden. Vereinsamt und verlassen fallen viele in die Hände der Missionäre der zahlreichen protestantischen Sekten, welche nicht selten über große Geldmittel verfügen, nicht wenige treten in die verschiedenen Freimaurerlogen, die in Amerika einer vagen Humanitätsreligion huldigen. Auch bei den Spiritisten, die in der Union sehr rege sind, finden wir einzelne Katholiken.

Dazu kommt die agnostizistische Stimmung, welche in den weitesten Kreisen Amerikas die herrschende ist. Mehr als 39 Prozent der Einwohner der Union, ungefähr 50 Millionen sind religionslos und daher bekommt die amerikanische Staatschule immer mehr ein religionsloses Gebräuge. Die mehr wie einseitigen

Berichte über das blühende religiöse Leben in Amerika haben diese Tatsache leider verschwiegen. Ein Schluß ergibt sich aus dem bisher Gesagten. Es ist absolut notwendig, daß eine Organisation geschaffen werde, welche dem Einwanderer hilfreich entgegenkommt, ihn unterstützt, belehrt und den Strom katholischer Einwanderer dahin richtet, wo diese Kirchen ihres Glaubens finden. Es sollten die Bischöfe und Geistlichen Europas über alle Kolonien, wo die Katholiken sich ohne Gefahr ihres Glaubens niederlassen können, unterrichtet werden. Die Aufgabe, die Einwanderung der Katholiken in der Union im katholischen Sinne zu leiten, drängt sich der katholischen Welt eigentlich auf.

Der Erfinder der Nähmaschine.

Wie aus Paris berichtet wird, soll dem Erfinder der ersten brauchbaren Nähmaschine Barthélemy Thimonnier ein bescheidenes Denkmal errichtet werden. Der Lyoneser Färbersohn hat die Frucht seiner Arbeit nie genießen können; kein Ruhm, kein Reichthum wurde ihm zuteil, und nur spärlich flossen dem Alternden die Einnahmen zu, indes seine Nähmaschine in stetem Fortschritt sich die Welt eroberte.

Thimonnier war ja nicht der erste, der auf den Gedanken kam, das Nähen durch mechanische Vorrichtungen zu erleichtern und zu beschleunigen. Bereits im Jahre 1790 wurde einem Engländer Thomas Saint auf eine freilich noch höchst unvollkommene Nähmaschine ein Patent erteilt; 1804 konstruierten Thomas Stone und James Henderson, wiederum zwei Engländer, eine Nähmaschine, mit der man eine überwindliche Naht herstellen konnte, und 1814 erdachte Josef Madersperger in Wien eine Nähmaschine, die aber alle wegen zahlreicher ihnen anhaftender Mängel keine Verbreitung fanden, bis 1829 Thimonnier mit seiner Erfindung der einfachen Kettenstichmaschine ein Instrument konstruierte, in dem das technische Prinzip unserer modernen Nähmaschine, der von Walter Hunt erfundenen Doppelkettenstichmaschine, enthalten war.

Thimonnier mußte mit seiner Erfindung bittere Enttäuschungen erleben. Ohne über methodisch geordnete technische Kenntnisse zu verfügen, war er, nur der Eingebung eines Augenblickes folgend, an die

Arbeit gegangen. Allein und ohne Hülfe, Rat und Beistand ging er daran, seine Ideen zu verwirklichen, so gut es eben ohne Hilfsmittel gehen würde. Bald aber begriff ein Ingenieur, Beaunter, die Tragweite des Gedankens, und mit dessen Hülfe wurden 80 Maschinen fertiggestellt. In einer Uniformfabrik wurden sie aufgestellt und alles harrte mit Spannung auf das Resultat des Versuches. Die Maschinen funktionierten ausgezeichnet. Aber es ging hier wie bei so manchen anderen Erfindungen, die die Grundlagen eines Berufes zu revolutionieren schienen; die Arbeiter, die den unheilvollen Einfluß dieser Maschine auf ihre Stellung fürchteten, schlugen die Apparate in Trümmer, und als der Erfinder sich an der Tür der Fabrik zeigte, empfing man ihn mit einem Steinregen. Zerschlagen und verhöhnt, mußte der Mann, der alles daran setzte, der Menschheit einen Dienst zu leisten, in sein Heimatland zurückkehren und sich mit dem Gedanken trösten, daß auch Jacquard für seine Erfindung Schimpf und Mißhandlung erfahren mußte, ehe seine Webstühle die Welt eroberten.

Fortan blieb Lhtmonnier allein, rastlos an der Verbesserung seiner Erfindung arbeitend. Mit seiner Maschine auf dem Rücken zog er von Stadt zu Stadt, und überall trat man ihm mit Mißtrauen, Feindseligkeit und Spott entgegen. Schließlich, da man in seinem Heimatland Frankreich kein Verständnis für sein Werk aufzubringen vermochte, gab er endlich, nach langen Kämpfen, das Anfertigungsrecht an das Ausland ab. Er starb bald darauf, im Jahre 1857, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, den Lohn seines Kampfes noch selbst zu genießen. Die Maschine, die er gebaut, existiert noch.

Zum Kapitel der Arbeiter- Ausbeutung

schreibt die „Amerika“: Den weiblichen „Händen“, die in Fabriken beschäftigt sind, geht es wie den männlichen „Händen“ auch. Sobald sie Spuren von Erschöpfung zeigen, werden sie durch jüngere Kräfte ersetzt. Auswärtige Beobachter haben einstimmig darauf hingewiesen, daß die Abhekung und frühzeitige Erschöpfung in den amerikanischen Betrieben ganz entsehrlich ist. Die Folgen sind eine Ueber-

bürdung der Armenbehörden in allen Großstädten der Union mit Gesuchen um Armen-Unterstützung und da diese nicht annähernd erfüllt werden können, so ergibt sich daraus eine unsägliche Summe von Not und Elend. Der erste Gedanke wird sein, die Arbeitgeber der Härtezigkeit zu beschuldigen. Damit würde man dem Uebel nicht auf den Grund kommen. Die hohen Löhne, die in diesem Lande gezahlt werden, müssen ihren Ausgleich in hohen Leistungen finden. Daraus würde hervorgehen, daß die Lohnhöhe nicht allein bestimmend für das Wohlergehen der Arbeiter ist. Es ist leicht anzurechnen, daß bei milderer Abhekung und niedrigeren Löhnen eine größere Gesamtsumme an Löhnen erzielt wird, wenn man die Jahre der Erwerbsfähigkeit zusammenzählt, als mit hohen Löhnen bei geringerer Anzahl von Arbeitsjahren erzielt wird. Eine Besserung wird hierin nur zu erreichen sein, wenn die Kaufkraft der Löhne erhöht wird, so daß bei niedrigeren Lohnraten die Notwendigkeit aufhört, die Arbeiter zu überhaften. Niehl hat öfters darauf hingewiesen, daß das Mittelalter bei aller Wertschätzung der Arbeit jedes Ueberhaften bei der Arbeit verpönte. Wir beginnen zu begreifen, angesichts der vielen rasch verbrauchten Menschenleben, daß es weise handelte.

Ein Bild aus dem Wirken des hl. Vaters.

Für den Scharfblick und die Tatkraft Pius X. zeugen in offenkundiger Weise die Verhältnisse im süditalienischen Erdbengebiet. Was ist dort geschehen seit der Katastrophe vor 1 $\frac{1}{4}$ Jahren? Was hat der hl. Vater und was hat die italienische Regierung mitsamt der Loge dort mit den anvertrauten Geldern geleistet? Darüber lassen wir ein radikales, kirchenseindliches Blatt jener Gegend berichten, den „Corriere calabrese“. Er schreibt: „Sogleich nach der Katastrophe kamen mit den verschiedenen Hilfskomitees auch Geistliche, Mönche, katholische Vereinigungen mit in die verwüsteten Ortschaften. Ueberall wurden Kirchen gebaut, Banken errichtet, auch in Dörfern, die weiter entfernt liegen und wo das Erdbeben nicht geschadet hat. Ich hatte Gelegenheit, diese ernste und fruchtbare

Arbeit zu beobachten. Als in Reggio die Gemeindeschulen noch fehlten, waren die Anstalten der Schwestern schon angefüllt mit Schülern und Schülerinnen und täglich erhoben sich neue Schulsäle an den schönsten Punkten der Stadt. Auch jetzt noch, nach zirka zwei Jahren, werden nur die Schulen der Schwestern regelmäßig abgehalten. Das müssen auch wir Liberale und Todfeinde der Geistlichen anerkennen. Zur Zeit bauen die Salesianerinnen ihr Kloster neu auf, nachdem sie zunächst eine Holzbaracke errichtet haben. Und was haben die andern getan? Die Gemeindeverwaltung hat die städtische Mädchenschule noch nicht wieder geöffnet, die Bibliothek noch nicht geordnet, das Museum noch nicht aufgebaut. Indessen haben die katholischen Vereinigungen herrliche Lokale, die Schulen der Schwestern vermehren sich, die Unternehmungen, anfangs bescheiden, sind jetzt riesige. Was haben angesichts dieser außerordentlichen Leistungen jene zu Stande gebracht, die sich liberal und demokratisch nennen und was tun sie heute? Nichts, rein gar nichts! Es ist schmerzlich, daran zu denken, wie die Freimaurer und Sozialdemokraten, die doch auch nicht wenig gesammelt haben, ihr Geld dem rationalen Hilfskomitee überlassen haben; und so ist es auf schmählische und unwürdige Weise vergeudet worden. Warum kamen sie selbst nicht zu uns herunter, um an Ort und Stelle über das gesammelte Geld zu verfügen, Schulen einzurichten, Institute, Erholungsheime, Kindersphäre, Spitäler zu bauen? . . . Die Gelegenheit war günstig, aber wir haben sie nicht auszunützen gewußt; keine einzige Laienschule und kein Asyl haben wir gebaut; unser Geld haben wir andern zum Verschwenden gegeben. Die Nonnen aber haben ihre Schulen eingerichtet und wir — wir antiklerikale Liberale — schicken ihnen unsere Kinder. Das ist eine schmerzliche Wahrheit, die manchen vielleicht nicht gefallen wird.“ — So das radikale, kirchenfeindliche Blatt! Die Katholiken haben also gut daran getan, ihre Liebesgaben an den Papst und nicht an die italienische Regierung zu senden; ihr Geld, das sie dem hi. Vater zur Linderung der Not in Süditalien seinerzeit übergaben, ist also offenbar gut angewendet worden.

Riesentintenfische.

Die Tintenfische oder, wie man ein für allemal sagen sollte, Tintenschnecken, gehören zu den riesenhaftesten Tieren, die sich in der Gegenwart im Meere vorfinden. Selbsterständlich ist die Vorstellung von der Größe dieser Geschöpfe, wie es auch mit anderen Tieren häufig geschehen ist, durch die Phantasie des Menschen außerordentlich übertrieben worden, und man findet in Büchern, deren Entstehung noch gar nicht soweit zurückliegt, Erzählungen von Tintenschnecken, deren Arme gegen 100 Meter lang sein sollten. Die Zweifler, die solchen Berichten mit vollem Recht ihren Unglauben entgegensetzten, sind dann in den gegenteiligen Irrtum verfallen, auch maßvollen Behauptungen über die Beobachtung von großen Tintenschnecken jede Vertrauenswürdigkeit abzuspochen. Wer jetzt eine Reise nach London macht, kann in einer der Galerien des Naturhistorischen Museums zwei Modelle von riesigen Tintenschnecken in natürlicher Größe sehen. Die Tiere, die in diesen Modellen dargestellt worden sind, gehören zu zwei verschiedenen Arten, Archithentis und Octopus, von denen letzterer, der Achtfüßer, wohl der bekannteste der Vertreter der Tintenschnecken überhaupt ist. Der Archithentis mißt im ganzen zwölf Meter, wovon jedoch nur drei Meter auf den Körper, die übrigen neun Meter auf die beiden Arme entfallen. Das erscheint immerhin schon stattlich genug, obgleich unter den sachkundigen Naturforschern kein Zweifel mehr besteht, daß noch erheblich größere Formen vorkommen. An der pazifischen Küste von Nordamerika sollen gelegentlich Tintenschnecken in halb verwestem Zustand angeschwemmt worden sein, deren Arme gegen 30 Meter lang waren, und man hat schon die Möglichkeit erwogen, ob nicht manche Berichte über Beobachtungen der großen Seeschlange durch das Auftauchen einer solchen Riesentintenschnecke veranlaßt sein könnten. Uebrigens bilden diese Tintenschnecken ein Hauptnahrungsmittel für die Wale, denen wohl auch jeder einen solchen Happen gerne gönnt.

Gut herausgezogen.

In einer Minenstadt im Westen der Vereinigten Staaten Nordamerikas hatte das Spielereunwesen wieder stark überhand

genommen. Die gesegneten Bürger des Ortes versuchten ihr möglichstes, dagegen einzuschreiten, und schließlich wandten sie sich an den Herausgeber und Schriftleiter der einzigen dortigen Zeitung, daß er sie unterstütze und durch Angriffe gegen die bekanntesten Spielhallenbesitzer mit Nennung der Namen in seiner Zeitung das Unwesen an den Pranger stelle. So ungern auch der Herausgeber diesem Wunsche nachkam, da er es mit diesen Leuten nicht verderben wollte, so mußte er doch dem Drucke, der von den hervorragenden Bürgern der Stadt auf ihn ausgeübt wurde, nachgeben. Es erschien ein kräftiger Artikel, worin das Glend geschildert wurde, welches die Spielhallen

verschulden, ihre Besitzer mit Namen genannt und tüchtig heruntergerissen wurden. Am nächsten Morgen saß der Zeitungsbesitzer eifrig beschäftigt in seinem Arbeitszimmer, als ein herkulischgebauter Mann, zornrot im Gesicht, einen derben Stock schwingend, eintrat und nach dem Verfasser des gestrigen Spielerartikels fragte. Nichts Gutes ahnend, doch schnell gefaßt, antwortete der Zeitungsmann, daß der Verfasser soeben auf einige Augenblicke hinausgegangen sei, doch wolle er ihn sofort holen. Damit drückte er sich schleunigst, begegnete jedoch draußen an der Tür einen andern Herrn, der allem Anschein nach auch nichts Gutes im Schilde führte und ebenfalls nach dem Verfasser frug. Er antwortete ihm, dieser säße drinnen im Arbeitszimmer; er solle nur hineingehen. Das nächste, was der Herausgeber durch das Fenster beobachten konnte, war, daß die beiden Herren auf dem Fußboden umherrollten und sich gegenseitig furchtbar durchprügelten.

Der neue Bahnhof der Centralbahn in New-York.

Es ist eine immer allgemeiner anerkannte Tatsache, daß bei den Entwürfen moderner Eisenbahnhöfe der Architekt

fast mehr Sorgfalt auf die Vorkehrungen für eine bequeme und rasche Abfertigung des zu erwartenden, gewaltigen Passagierverkehrs im Inneren des Gebäudes anzuwenden muß, als auf die Konstruktion der eigentlichen technischen Bahnanlagen. Bei dem Bau der neuen „Grand Central-Station“ hofft man dieses Problem in ganz eigenartiger und dabei denkbar einfachster Weise zu lösen. Die Grand Central-Station weist einen Verkehr von 25 Millionen Menschen jährlich auf. Der Neubau soll für einen viermal so starken Verkehr berechnet werden. Während heute dort 60,000 Personen pro Tag beördert werden, ist der Neubau für deren 70,000 pro Stunde berechnet, doppelt so viele,



Franz Graf Ballestrem †.
(Text auf Seite 244.)

wie die meist frequentierte Bahnstation der Welt, Paddington-Station in London, aufweist. Da in der neuen Station die Bahnsteige sich in verschiedenen Stockwerken befinden werden, so ist die wichtigste Frage für den Architekten offenbar die, wie man den Menschenstrom am besten nach diesen lenkt. Bei dem zu erwartenden Massenverkehr ist es natürlich ausgeschlossen, diesen nur durch die selbstverständlich vorgesehenen Fahrstühle bewältigen zu wollen. Der alte Weg der Anlage von

Treppenschichten aber ist schon deshalb wenig empfehlenswert, weil für Passagiere, namentlich mit Handgepäck beschwerte, die, wie das ja gewöhnlich der Fall ist, es besonders eilig haben, ihren Zug zu erreichen, störend und beschwerlich, aber auch für andere gefährlich. Auf letzteren Punkt müssen die Eisenbahn-Gesellschaften ebenfalls Gewicht legen, da Unfälle im Gedränge nur gar zu häufig zu sein pflegen, und Schadenersatzansprüche begreiflicherweise nicht gerade willkommen sind.

Die Architekten der neuen Grand-Central-Station haben da nun zu dem einfachen Ausweg der Anlage von Rampen gegriffen, die mit der äußerst geringen, kaum merklichen Steigung von 3 bis

höchstens acht Fuß auf 100 von den Eingängen zu den Bahnsteigen und von diesen zu den Ausgängen führen. Auf diesen Rampen wird sich der ganze Verkehr innerhalb des Gebäudes bewegen und die Fahrstühle werden vom Publikum kaum benützt zu werden brauchen. Rampen werden zu dem unter dem Straßenniveau liegenden Gypref-Bahnsteig und zu den unter diesem angebrachten Vororts-Bahnsteigen und sogar hinunter zur Tiefbahn führen. Die Rampen für abfahrende und ankommende Passagiere werden gesondert sein, sodaß irgendwelche Stockung selbst bei größtem Andrang nicht zu befürchten ist.

Der Kristallpalast in Sydenham.

Manche Leser unserer Zeitschrift werden schon öfter wenigstens den Namen des Kristallpalastes von Sydenham gelesen oder doch vom Kristallpalast in München, Leipzig u. gehört haben. Das Vorbild für die Kristallpaläste in den verschiedenen Großstädten unseres Festlandes war der ersterwähnte Riesopalast in Sydenham bei London, ganz aus Glas und Eisen erbaut. Hellmuth von Moltke beschrieb dieses kolossale Bauwerk und die in seinem Innern untergebrachten Sehenswürdigkeiten in einem Briefe an seine Gemahlin folgendermaßen: „Der Hauptsaal ist über 1000 Fuß lang und 100 Fuß hoch. Er enthält im allgemeinen Sehenswürdigkeiten. Um zum Beispiel einen Begriff von der Entwicklung der Baukunst zu geben, hat man in ihren wirklichen Dimensionen ausgestellt: einen ägyptischen Tempel, ein pompejanisches Haus, einen griechischen Hof, eine byzantinische Halle, gotische Säulenhalle, die Alhambra, einen Saal im Renaissancestil und so weiter. Alles aufs treueste nachgebildet und in wirklicher Größe. Zwei sitzende Bildsäulen des Ramses, die in Aethiopien aufgefunden wurden, 65 Fuß hoch. Außerdem sind wohl tausend berühmte Statuen, antike und moderne, darunter Reiterstatuen von 40 Fuß Höhe, aufgestellt. Ein Teich in der Mitte ist bedeckt mit Notos und Victoria regia in Blüte, längs allen Wänden stehen seltene Bäume von der Zeder und Orange bis zur Fichte. Unter ihrem Laube schreien und singen die Papageien und Nachtigallen.

Ausgestopfte Kamele, Löwen und Giraffen werden von Indern und Mohren gezeigt, alle in ihrer wirklichen Tracht. Vor dem Palast sind die Wasserkinde von Versailles in Tätigkeit. Ein prachtvolles Orchester füllt die ungeheuren Räume mit der schönsten Musik. (Das Orchester ist für 4000 Personen berechnet, mit gewaltiger Orgel [4384 Pfeifen]). Ein köstlicher Park umgibt das Ganze. Aus einem Teich kriechen die 40 Fuß langen Ichthyosaurus, die Mammutz und die riesenhaften Fledermäuse der vorstinfutlichen Welt, in Ziml gegossen, und so weiter.“ Das Riesengebäude, mit einem Mittelschiff, zwei Seitenflügeln und zwei Querschiffen, wurde in den Jahren 1851 bis 1854 von Paxton erbaut.

Landleben der Reichen.

Im „Korresp.-Bl. f. d. kath. Clerus“ (1910, Nr. 23) lesen wir: In Bädern und Sommerfrischen ist es darum oft so unangenehm, weil die Besucher einen Lurus entwickeln, der einem Unbemittelten, ja auch jedem Vernunftbegabten, überhaupt die Galle erregt. Prozeßerei! Wie weit der Lurus geht, beweisen die Schadenersatzansprüche, welche heuer nach Verbrennung des großen Kurhotels Karersee von zu Schaden gekommenen Kurgästen gestellt wurden. Freilich waren es Juden, die bekanntlich den größten Reichtum ihr eigen nennen und gerne damit pröhlun. Ein Sektionsrat, Karminsky, verlangt 30.043 K Erjaz. Seiner Frau waren unter anderem acht Hüte (!) im Werte von 1250 K, sieben Schirme im Werte von 1000 K verbrannt. Berta Fried hatte einen Schaden von 31.013 K (eine Zobelboa allein 2000 K). Herr Palotay 17.552 K u. u. Die Juden sind nicht dumm, wenn sie die Blicke des armen Volkes auf Kirche, Adel u. abzulenken versuchen. Wenn aber das Volk einft darauf kommt, wo eigentlich der Reichtum ist?!

Die größten Tore der Welt.

Die mächtigen Schleusentore, die im Panamakanal Aufstellung finden werden, die größten Tore der Welt, sind in den Werkstätten von Pittsburg bereits in Arbeit. Insgesamt werden nicht weniger als 92 dieser gewaltigen Schleusentüren hergestellt, von denen jede einzelne die

Höhe eines sechsstöckigen Gebäudes hat, bei etwa 65 Fuß Breite und einer Dicke von über 7 Fuß. Etwa 60.000 Tonnen Stahl sind für die Herstellung erforderlich, achtmal so viel als für den Eiffelturm verarbeitet wurde. Die Kosten der Schleusen werden allein 22 Millionen Mark übersteigen. Diese großartigen Gebilde moderner Wasserbautechnik werden, in kleine Teile zerlegt, die Reise nach dem Isthmus von Panama antreten und dann an Ort und Stelle zusammengesetzt. Die

Vollendung des Werkes wird drei Jahre beanspruchen. Bei der Anlage der Schleusen ist auf ein künftiges Wachstum der Schiffsdimensionen Rücksicht genommen: durch die Schleusentore werden Fahrzeuge fahren können, die anderthalbmal so groß sind, wie die mächtigsten Schiffe, die heute gebaut werden. Nach den Berechnungen der Techniker wird man instande sein, täglich etwa hundert großen Schiffen die Durchfahrt durch den Panamakanal zu ermöglichen.



Literatur.

Habsburgs Herrscherfrauen von Hermine Proschko. (Wien, im k. k. Schulbücherverlage, 1910.) Die vorliegende Schrift soll wie im Vorworte betont wird, eine Festgabe für Oesterreichs Jugend bilden und den von der allseits geschätzten Verfasserin während ihrer vieljährigen literarisch-patriotischen Tätigkeit stets angestrebten Zweck verfolgen: die Liebe und Verehrung für unser Kaiserhaus, namentlich in jugendlichen Kreisen zu wecken und wach zu erhalten. Mit seltenem Geschick und eingehender Benützung der einschlägigen geschichtlichen Quellen, entwirft die Verfasserin von Anna von Hohenberg, der ersten Gemahlin Rudolfs I. angefangen, bis auf die uns 1898 durch ruchlose Mörderhand entriessene Kaiserin-Königin Elisabeth, die Lebensschicksale jener edlen, hochsinnigen Frauen, welche den Herrschern aus dem Hause Habsburg als hingebungsvolle Gattinnen zur Seite standen und mit ihnen, wie es eben die Geschichte des Reiches im wechselvollen Laufe der Zeit mit sich brachten, Leid und Freud teilten. Es ist ein Stück österreichischer Geschichte, das uns da, wenn auch zunächst bloß für die Jugend bestimmt, geboten wird und nur eine so feintühlende Frau wie die Verfasserin, welche mit dem Sinne für echte Weiblichkeit zugleich das Talent verbindet, ihrer biographischen Schilderung die richtigen Worte zu leihen — nur die vermochte die schwierige Aufgabe zu lösen, welche ihr bei der Herausgabe dieser Festschrift oblag. Um nur einzelnes hervorzuheben, sei insbesondere auf die Biographien der Stammutter des erlauchten Erzhauses Anna von Hohenberg sowie auf die Gemahlinnen Albrecht II. (Elisabeth von Ungarn), Ferdinands I. (Anna von Böhmen, von den Zeitgenossen „die Wonne des Volkes“ genannt) und Franz I., namentlich auf Karolina Augusta hingewiesen, die noch jetzt im Munde des Volkes als die allverehrte „Kaiserin Mutter“ fortlebt. Ausfühlich erscheint die große Kaiserin Maria Theresia und endlich Kaiserin Elisabeth besprochen, mit der das Buch in Erinnerung an das tragische Geschick dieser erhaberen Fürstin wehmützlich seinen Abschluß findet. Möge diese neueste Publikation Hermine Proschko's, welche mit A. h. Genehmigung Seiner Majestät dem Kaiser gewidmet wurde und mit 16 Porträts

nach Originalien der k. und k. Familien-Bibliothek geziert ist, allseitige verdiente Verbreitung finden und besonders auch in Lehrkreisen der reisenden Jugend zur nutzbringenden Lektüre empfohlen werden
Dr. v. M.

Jacinto Verdaguers Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Nebst Bildnis und Schriftprobe von Verdaguer. II. und III. verbesserte Auflage. (XXXII und 156) Freiburg und Wien, 1911, Herdersche Verlagsbuchhandlung. K 3; geb. in Leinwand K 4.20. Verdaguers großes Epos ist nicht nur das Meisterwerk der katalanischen Literatur, sondern wegen seines großartigen Inhaltes und seiner genialen Poesie ein Gemeingut der Weltliteratur. In markigen Zügen erzählt der Dichter nach den alten Ueberlieferungen, die Plato aufbewahrt hat, die Geschichte der einstigen großen Insel Atlantis und beschreibt die Katastrophe ihres Unterganges. Er hat es verstanden, die mythologische Sage in ihrer geologischen Bedeutung geschichtlich aufzufassen; er gibt ihr einen religiösen Inhalt, verknüpft sie mit Columbus und eröffnet den weitesten Ausblick, indem er gleichsam prophetisch uns die weltgeschichtliche Stellung Spaniens zeigt, das aus der versunkenen Insel hervorgegangen ist. Der von der Kritik allseitig mit Beifall aufgenommenen ersten Auflage ist jetzt gleichzeitig die zweite und dritte in einer leicht verständlichen und wahrhaft dichterischen Neuarbeitung gefolgt; sie hält sich viel enger an den Wortlaut des Originals und läßt dadurch die Schönheit desselben noch klarer erkennen.

Der hl. Josef in dem Leben Christi und der Kirche von Moritz Meschler S. J. Mit einem Stahlstich und 8 Bildern. III. Auflage. (XII und 160) Freiburg und Wien, 1910, Herdersche Verlagsbuchhandlung K 2.16, geb. in Leinwand K 3. Das Leben des hl. Josef ist stets eine Lieblingslesung des katholischen Volkes. Es ist ein wahrhaft göttlicher Geist, der in der Zunahme der Andacht zum Heiligen wirkt. Zudem ist das Leben des Heiligen so anziehend, so praktisch und zeitgemäß, daß es keinen Stand und keine Lebenslage gibt, die in dem hl. Josef nicht ein erhebendes Vorbild und einen mächtigen Helfer findet. Das Büchlein schildert im ersten Teil das wirkliche Leben des Heiligen nach dem Evangelium, und im zweiten Teil sein Nachleben in der Kirche,

einerseits durch die Verehrung der Gläubigen gegen den hl. Josef und andererseits dessen segensvolle Wirkungen auf das Leben seiner Verehrer. Die kunstreiche und anziehende Sprache des Verfassers hat nicht wenig zur Verbreitung des Bächleins beigetragen. Niemand wird das Werkchen ohne Lust und Nutzen lesen.

Neues Leben. Ein bilderreiches Uebungs- und Gebetbüchlein für Erstkommunikanten, zugleich zu wiederholter Erneuerung des geistlichen Lebens für jedermann. Von Friedrich Veeg. II. Auflage. Mit 58 Bildern. (VIII und 428) Freiburg und Wien. 1910, Herdersche Verlagshandlung. Geb. K 264 und K 324. — Unter den Vorbereitungsschriften auf die erste heilige Kommunion möchten wir obenan stellen „Neues Leben“. Die Betrachtungen sind nicht bloß skizziert, sondern vollständig ausgeführt und treffen den für 13jährige Kinder passenden Ton, so daß das Buch dem Kinde ohne besondere Nachhilfe die rechte Stimmung für die Generalbeichte und den Kommunikantentag vermitteln und vielbeschäftigten Seelsofgern ein gewaltiges Stück Arbeit abnehmen kann.

Johannes Jörgensen, Vom Vesuv nach Skagen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein Ledreborg. 8°, K 249, geb. in Leinw. K 360. Verlag Herder in Freiburg und Wien. Diese gemüth- und gedankenreichen Reiseschilderungen und Essays des dänischen Dichterphilosophen gehören mit zum Schönsten, das er geschrieben hat. Die Uebersetzung hat alle Vorzüge des Originals. Inhalt: Neapel unter Asche. — Der Gruel der Verwüstung. — Der Lavaström. — Camorra. — In der Unterwelt. — Montecassino. — Bei Pius X. — Bei Krupp in Essen. — Gotik. — Fulda. — Die Wartburg. — Salmünster. — Schwaben. — Aichalden. — Skagen.

Der ewige Jude. Episches Gedicht von Josef Seeber. Zehnte und elfte Auflage. 8° Freiburg und Wien Herdersche Verlagshandlung. K 3.—, geb. in Leinw. K. 420.

Die Sage von Ahaäver, dem ewigen Juden, die schon von so vielen Dichtern, z. B. Lenau, Julius Moser, Robert Hamerling, dargestellt wurde, erscheint bei Seeber in anscheinend ganz neuer und ungewöhnlicher Beleuchtung. Und doch ist es die ursprüngliche Fassung. Trotz seines auf den ersten Blick weltfernen und entlegenen Stoffes ist Seebers Gedicht durchaus modern und beleuchtet im Spiegel der Zukunft zurückschauend sowohl die Vergangenheit wie die großen Geistesimpulse der Gegenwart. Der großartige Stoff ist, wie fast einmütig alle Kritiker bezeugen, mit poetischer Meisterschaft dargestellt. Die Form des Epos ist der reinlose fünffüßige Jambus, den der Dichter mit großer Virtuosität handhabt. Die Einheit wie der epische Charakter des Gedichtes sind streng gewahrt worden; und doch ist die Handlung reich, vielseitig und dramatisch bewegt. Der kühne Aufbau, die psychologisch feine, scharf umrissene Charakteristik, die Pracht der Diktion, die Kühnheit und der Reichtum der Bilder und Allegorien, die herrlichen Naturschilderungen haben gleich beim ersten Erscheinen des Werkes die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den Dichter gelenkt und seinem Werke in rasch aufeinander folgenden Auflagen eine immer größere Zahl begeisterter Leser erworben.

Abraham a Sancta Clara. Blütenlese aus seinen Werken nebst einer biographisch literarischen Einleitung von Professor Dr. Karl Bertische in Vahr. Mit Bildnis und Autogramm. 2. Auflage. 8° Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. K 240, gebunden in Leinw. K 336.

Wer kennt ihn nicht, den Mann mit dem klargewollen Namen, und wer hat nicht schon irgend eine humorvolle Anekdote oder ein lustiges Bismort von ihm gehört? Viele Gebildete haben wohl auch das eine oder andere Werk von ihm gelesen; aber wirklich populär ist er leider nicht geworden, Volksbesitz sind seine Schriften noch nicht, oder besser gesagt: nicht mehr. Lange Zeit und in den weitesten Kreisen galt Abraham a Sancta Clara doch als einer der volkstümlichsten Prediger, und er war auch der beliebtesten Volksschriftsteller einer. Könnte und sollte er das nicht wieder sein? Zweifellos ist er ja einer der originellsten und genialsten Kanzelredner, welche die Welt je gehört hat, und nicht mit Unrecht wurde er geradezu ein „oratorisches Phänomen“ genannt. Weshalb auch sollten wir im 20. Jahrhundert uns mit den Werken eines Schriftstellers nicht näher befassen, der die Sprache mit souveräner Gewalt beherrscht wie selten einer, und der als einer der Schöpfer unserer Sprache bezeichnet werden muß, dessen Schriften noch echter, kerndeutscher Humor durchleuchtet und durchglüht, wie er uns längst abhanden gekommen?

Das hier in Rede stehende Buch bietet eine systematisch geordnete Auswahl schöner Stellen aus mehreren Werken dieses originellen, humorvollen Schriftstellers.

Arthur M. Baron Pittuit. Wo ist das Glück? Aphorismen. 8°. Geb. K 381. Verlag Herder in Freiburg und Wien. Der Verfasser des „Hemd des Glücklichen“ bietet hier Aphorismen, die ihres „außergewöhnlichen Gedankenreichtums wegen als Unikum in der Literatur“ bezeichnet worden sind. Das Buch, das sich an alle Gebildeten wendet, eignet sich insbesondere auch für die studierende Jugend und bietet ihr in seinen kurzen, inhaltsreichen Abschnitten zu Tischvorlesungen, zur Sonntagsektüre und Selbstbetrachtung den denkbar prächtigsten Stoff. Es wird aber jeden trösten und erheitern, der für die Frage, wo das Glück sei, die rechte Antwort sucht.

Männerpiegel. Drei Bilder von Albrecht Dürer, der katholischen Männerwelt zur Betrachtung dargeboten von Friedrich Veeg. 8° (mit 3 Einschaltbildern). Freiburg und Wien, Herdersche Verlagshandlung. Schön kartoniert K 1.20. Mit diesem Schriftchen will der Verfasser drei der schönsten und tiefstinnigsten Bilder von Albrecht Dürer vor Augen stellen und leichtfaßlich erklären, sie zugleich damit der katholischen Männerwelt im Kampfe für Wahrheit, Freiheit und Recht als Spiegel bieten: das eine als Bild des glaubens- und willensstarken Helden, das andere als Bild des seligen Friedens der Gott zugewendeten Seele, das dritte als das der horrenden Trostlosigkeit gottentfremdeter Geistesrichtung. Die weiteste Verbreitung dieses Männerpiegels ist sehr zeitgemäß.

Das Vaterunser. Zehn Betrachtungen von P. Sebastian von Der, Benediktiner der Abtei St. Martin in Beuron, 1. und 2. Auflage.

12° Freiburg und Wien, Herder'sche Verlags-
handlung. Geb. in Leinw. K 2. 6.

Der Verfasser hat, aus der Ueberzeugung, daß in dem „Gebete des Herrn“ alles enthalten ist, dessen der Christ für sein zeitliches und ewiges Leben bedarf, seine Betrachtungen in ungezwungener Weise an die „geistlichen Exercitien“ des hl. Ignatius angeschlossen. Indessen beschränkt sich der behandelte asketische Stoff nicht auf die sog. „ewigen Wahrheiten“, sondern greift auch, in zeitgemäßer Weise, auf das Gebiet des sozialen und Familienlebens über. Die zehn Betrachtungen bieten in vielfach originellen Gedanken unter beständiger glücklicher Anlehnung an die hl. Schrift und bewährte asketische Schriftsteller reichen praktischen Stoff für Privatbetrachtungen. Da der trodene Ton asketischer Unterweisungen glücklich vermieden wurde, dürfte das Büchlein auch in weit-rem Kreise Leser finden.

Boj. Roman von Luis Coloma. Geb. K 4. 80. Herder in Freiburg und Wien. In dieser überaus anziehenden Schöpfung hat Coloma ohne Zweifel die großen Eigenschaften der alten spanischen Aristokratie, Ehrenfestigkeit, Edelsinn, feurigen Tatendrang, tiefgegründetes Christentum, Wagemut, Idealismus, Ritterlichkeit, konzentrieren wollen, ohne die ererbten Fehler und die in der Neuzeit hinzugekommenen außer acht zu lassen. Wir finden eine anschauliche, ganz der Wirklichkeit entsprechende Sittenschilderung — das Wert eines Auges, das bis in die verborgensten Falten dringt, und einer Hand, die die Wunden offenlegt, wengleich hier vielleicht mit mehr Schonung und Mitleid als früher. Vor unseren Augen erscheint eine Reihe von lebenden, der Wirklichkeit angehörenden, musterhaft gezeichneten Typen, die bewundernswerte Tugenden und abstoßende Laster der modernen Gesellschaft verkörpern.

Selmutz von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau. Neue billige Ausgabe in einem Bande Gebunden M. 5.— (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Diese Briefsammlung darf in ihrer Art klassisch genannt werden; in ihr tritt der große Schlachtenleiter ganz in den Hintergrund, während der Mensch im strahlendsten Lichte erscheint, und mit reiner Freude kann man aus ihr den Schluß ziehen, daß die Verehrung, die wir Moltkes Taten gezollt haben, auch seinem Charakter gebührt. Freilich ähnelt dieser nicht im mindesten der Vorstellung, die man sich wohl gemeinhin von den Charakteren großer Kriegshelden macht. Keine großen Leidenschaften, sondern stille, in sich selbst geschlossene Festigkeit, keine tolle Ueberhebung, sondern lebenswerte Bescheidenheit, kein maßloser Ueberschwang, sondern ziel- und kraftbewußte, gleichmäßige Arbeit, kein titanischer Uebermut, sondern fromme Selbstzucht, keine kalte Menschenverachtung, sondern warme Menschenliebe, das sind die hervorsteckenden Eigenschaften, mit denen uns Moltkes Briefe bekannt machen. Ein lauterer, goldblaues Herz spricht sich in ihnen aus.

Die Briefe erstrecken sich über eine lange Zeit; vom Jahre 1841 geben sie bis zum Jahre 1868, an dessen Neige Frau von Moltke starb. Daß in den Briefen Moltkes noch die Märchen von der Doppelbebe des Grafen Gleichen und vom Feselschen „Ablass für noch zu begehende Sünden“ (S. 76) figurieren, wird keinen Gesichtskundigen

aufregen. Durch Weglassung dieser wenigen Zeilen würde das sonst so interessante Buch nichts verlieren.

Alpenblumen aus Tirol. Ferienbilder von Friedrich Pesendorfer. Vinz a. D. Druck und Verlag des Katholischen Breviervereines. Preis 2 K., geb. 2 K 50 h, Porto 20 h. — Pesendorfer hat sich durch seine gediegenen Reisebeschreibungen schon einen weitbekannten Namen gemacht, der durch die soeben erschienenen „Alpenblumen“ nur noch gewinnen kann. Denn das neue Büchlein, das eine Fortsetzung des so beliebten „Beim Pfarrach in Bertsham“ ist, enthält in seinen zwanzig reizend illustrierten Kapiteln viele Perlen einer kristallklaren Poesie, eines goldigen Humors, einer herzwinnenden, gemüthvollen Innigkeit. Feuilletons wie „Wichele, der Ministranten-Senior“, „Semei und Schmedei“, „Des Waldes Kaiserfeier“ u. kann nur ein wahrer, kernfrischer Dichter schreiben, der auch das Kleinste und Unscheinbarste in der Natur in den Rahmen echter Kunst zu schließen weiß. Sind natürlich auch nicht alle Stücke gleichwertig, minderwertig ist keines. Die hübschen Originalillustrationen, die der bekannte Künstler Hans Bertle mit großem Geschick dem Texte angepaßt hat, machen das elegant ausgestattete Büchlein zu einem kleinen Prachtwerke, das sich als Gelegenheitsgeschenk für alle Kreise eignet und auch von selbst empfiehlt.

Josef Pfeneberger.

„Die Arterienverhärtung und Arterienverfalkung“ bettelt sich ein im Verlag des „Westböh. Grenzboten“ in Tachau, Westböhmen (einzeln 25 h = 25 Pfennig, postfrei 30 h = 30 Pfennig) erschienenen Schriftchen, in welchem ein Spezialist und Fachmann ersten Ranges, der durch seine Referate auf Herzeltongressen bekannte Dr. Alf. A. Lustig eingehender über das Wesen, die Ursachen, die Symptome und die richtige Behandlung dieser so weit verbreiteten Krankheit sich ausspricht. Die Lesung dieser sehr wertvollen Schrift ist geeignet, viel pessimistischen Arteriosklerotikern Trost und Hilfe zu bieten, viele Gesunde aber durch Warnung vor den Ursachen dieser Krankheit vor dieser zu bewahren. — Im gleichen Verlag erschien zu gleichem Preise die Schrift **„Luft und Licht als Heilfaktoren“**, von Dr. Friedr. Knauer, welcher Broschüre man eine Massenverbreitung im Interesse des Volkswohles nicht nur theoretisch wünschen, sondern auch praktisch verschaffen sollte.

Irland und die Haltung der irisch-nationalistischen Partei unter John Redmonds Führung steht im gegenwärtigen englischen Verfassungs- und Wahlkampf im Vordergrund des politischen Interesses. Da ist es denn ungemein anziehend, aus dem Munde zweier berufener Vertreter der irischen Stände Erörterungen über einige in der Beurteilung dieses Volkes grundlegende Fragen anzuhören, wie dies bei der Lektüre des Romans des irischen Schriftstellers P. A. Sheehan „Von Dr. Grays Blindheit“ in Heft 6 der „Alte und Neue Welt“ möglich ist. Es findet sich dort ein Disput zwischen einem irischen Grundherrschaft und dem gelehrten Dorfpfarrer Dr. Gray, der uns wahrheitsgetreue, tiefsehende Einblicke in den Nationalcharakter dieses jahrhundertlang unterdrückten Volkes tun läßt, uns seine Schwächen und Fehler menschlich begreifen lehrt und sie in

gerechte Beleuchtung rückt. Auch der zweite Hauptroman dieser beliebten Familienzeitschrift, die Kriminalgeschichte „Die geheimnisvolle Budlige“, ist äußerst spannend aufgebaut und unterhaltend geschrieben. Die illustrierten Artikel über „Die Wunderwelt des Soldaten“ sind sehr belehrend und anregend abgefaßt. Köstlich ist die Humoreske „Sport“ und zeitgemäß „Wintervergnügen in Ostfriesland“. — Aus dem reichen Bilderschmuck heben wir besonders hervor das anheimelnde „Monita“, das geheimnisvolle „Träume auf dem Schlachtfeld“, das frohe „Lustige Heimfahrt“ und die stimmungsvolle Landschaft „Im winterlichen Walde“.

Ein vielseitiger Künstler ist Professor Josef Huber (Feldkirch). Außer der Plastik gibt es auf dem Gebiete der Kunst kaum ein Feld, auf dem er sich nicht betätigt und auch Ehrenwertes oder gar Hervorragendes geleistet hat. In der Malerei ist Huber fast durchwegs ein monumentaler Stil eigen. Hier macht er sich alle Techniken und Arten dienstbar: Tafel- und Freskomalerei, Mosaik und Glasmalerei, Lithographie. Auch in der Architektur hat er sich mit anerkannter Entwürfen wie mit ausgeführten Arbeiten versucht. Dazu kommt noch das kunstgewerbliche Gebiet, das Professor Huber mit Liebe pflegt. Große Verdienste hat er sich als Vorstandsmitglied der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“, besonders auch als Arrangeur ihrer Abteilung auf Ausstellungen, endlich durch sein tätiges Interesse für die Ausbildung studierender christlicher Künstler erworben. Bekanntlich wurde Professor Huber im vergangenen Jahre von der preussischen Regierung in ehrender Würdigung seines hervorragenden Könnens als Lehrer für kirchliche Mo-

numentalmalerei an die königl. Kunstakademie in Düsseldorf berufen. Die Gesellschaft für christliche Kunst in München ehrte ihn durch das mit ausgezeichneten Illustrationen ausgestattete Dezemberheft des VII. Jahrganges ihrer Zeitschrift „Die christliche Kunst“.

30 Marienlieder im Volkston, alte und neue, für eine oder zwei Singstimmen herausgegeben von Johannes Schweizer. Op. 28. Die Singstimmen auf einem System. 9. Auflage. Freiburg und Wien, Herder'sche Verlagshandlung. 36 h. — „Im Volkston“ sind diese „alten und neuen“ ein- oder zweistimmigen Lieder als Ausfluß einer stillen herzlichen Marienverehrung erdacht. Schlicht und ernst im Ton, einfach und anmutig in der Form wenden sie sich an jene Sängerschöre, wie sie in Kongregationen, Pensionaten und namentlich bei Maiandachten von selbst er stehen. Die leichte Sangbarkeit des tadellosen zweistimmigen Satzes hat im Vereine mit dem niederen Preise, mit der soliden klaren Ausstattung und den schon angeführten Vorzügen bewirkt, daß immer wieder erneute Auflagen auch äußerlich den Beweis der Volkstümlichkeit für diese Sammlung erbringen konnten. Eine Begleitung für Orgel oder Harmonium (1 K 20 h) ist für sich erhältlich.

Jesus, der Kinderfreund. Illustriertes Gebetbüchlein für die Kleinen. Von Wilhelm Färber 3. Auflage. Freiburg und Wien, Herder'sche Verlagshandlung. Geb. 54 h. Für die ganz Kleinen zur Einprägung und Befestigung der notwendigsten religiösen Begriffe durch Bilder ist das Büchlein sehr geeignet. Passende Bildchen zum Kreuzzeichen, Vaterunser, Englischen Gruß, Glaubensbekenntnis, Kreuzweg, Rosenkranz und zur heiligen Messe dienen diesem Zwecke.

Briefkasten.

W. L. S.: Die „Pfälzische Post“ zählt zu den christentumsfeindlichsten, gehässigsten Organen der Sozialdemokratie; ihr Redakteur ist natürlich ein Jude, namens Herzberg. — Nach **M.**: Wurde sofort aufgenommen. — Herrn **M. W.** in **W.**: Ist noch nicht entschieden, dürfte aber kaum zu vermeiden sein. — Nach **W.**: Wir bitten mit der Werbung neuer Abonnenten gütigst fortzufahren. — Herrn **M. M.** in **L.**: Die fünf neuesten Nummern der 10 h-Broschüren-Sammlung „Volksaufklärung“ sind: Nr. 140: „Der Schaden der gemischten Ehen“ von P. Andr. Hammerle C. Ss. R.; Nr. 141: „Ambros Opitz, ein Streiter für Wahrheit, Freiheit und Recht“ von Jos. Gürtler; Nr. 142: „Die katholische Kirche die mächtigste Förderin wahrer Kultur“ von Dr. phil. Francis M. Schirp (New-York); Nr. 143: „Menschenfurcht“ von Johann Rucker (Großschönau); Nr. 144: „Pflichten des öffentlichen Lebens“ von

M. Stettinger. — Herrn **A. W.** in **D.**: Außergewöhnliche Zeitverhältnisse bedingen eben auch außergewöhnliche Maßnahmen. Die von Ihnen erwähnte Aktion ist ja sehr zeitgemäß, aber noch näher muß uns für unser ohnehin schwieriges, großes Terrain in Deutschböhmen, der Christlichsozialer Verband liegen. Wenn Sie das Opfer bringen können, treten Sie am besten beiden Organisationen bei. Dem Christlichsozialen Verbands sollte und könnte jeder katholische Deutschböhme angehören (Jahresbeitrag 80 h). Die Verbandsleitung ist rührig, kann aber gewisse schwierige Fragen erst dann erfolgreich anschnitten, wenn der Verband statt der bisherigen 10.000 Mitglieder mindestens 30.000 besitzt; dazu beitragen, daß die Mitgliederzahl möglichst rasch zunimmt, sollten alle christlichen Deutschen Böhmens als eine Ehren- und Pflichtsache betrachten. Ein des genannten Vereines ist Warnsdorf.

Gemeinnütziges.

Ein vorzügliches Mittel gegen Gähnen gibt die Zitrone. Man schneide

jeden Abend eine Scheibe von der Zitrone und lege dieselbe auf das Gähnerauge.

Nach einigen Tagen wird sich dasselbe leicht ablösen lassen.

Lederfächer und Stiefel, welche an feuchten Plätzen aufbewahrt und dadurch schimmelig wurden, büstet man trocken ab und reibt sie dann mit Terpentinöl ein; auf diese Weise behandelt, bleibt das Leder geschmeidig und nimmt keinen weiteren Schaden.

Gegen heftiges Nasenbluten hilft die Anwendung von Zitronensaft in folgender Weise: Nachdem das Nasenloch mittels einer Glasspritze mit kaltem Wasser ge-

reinigt ist, wird sofort ausgepreßter Zitronensaft eingespritzt. Eine einmalige Einspritzung soll in den meisten Fällen genügen.

Kupferne Geschirre schnell zu reinigen. Man reibe sie mit den Blättern des Sauerrampfers oder mit in Essig getauchtem Lehm ab. Im Winter, wo man diese Sache nicht haben kann, nehme man Heringsslake dazu. Mit einem wollenen Lappen, den man zuvor in diese Flüssigkeit getaucht hat, reibe man die Geschirre ab und pußt gut nach.



Erprobte Kochrezepte.

Klosterkipfel. 3 Deka Germ bröseln man in ein Viertelliter lauwarme Milch, gibt einen Löffel Zucker zu und stellt es zum Aufgehen warm, schlägt dann mit 50 Deka Mehl ab und stellt es abermals zum Aufgehen an wärmeren Platz. 10 Deka Butter mit zwei ganzen Eiern und zwei Dottern abrühren, etwas Salz, Zucker und den ersten Teig damit vermischen, tüchtig abschlagen. Nochmals aufgegangen, wälzt man den Teig auf mit Mehl bestreutem Brett leicht fingerdick aus, schneidet Vierecke davon, die man mit etwas Marillenmarmelade füllt, einrollt, auf das Blech legt, mit warmer Butter bestreut und langsam bei gutem Feuer backt.

Gefüllte Kartoffeln. Man brate ein Duzend recht schöne, große Kartoffeln von gleicher Größe im Ofen, schneide oben einen Deckel davon, höhle sie vorsichtig aus, verrühre das Herausgenommene mit ein wenig Butter, Rahm, Pfeffer und Salz, füge das zu Schnee geschlagene Weiße von sechs Eiern dazu, fülle die ausgehöhlten Kartoffeln damit, tue die Deckelchen darauf und stelle sie, eine neben die andere, in einer Sautierpfanne acht Minuten in den Backofen. Sie werden meistens zur Garnierung von Fleischspeisen verwendet und es ist gut, wenn man auch unten ein Stückchen weg-schneidet, weil sie dann besser stehen.

Haschis. Das gehackte Fleisch vermischt man mit dem Viertel seines Gewichtes frischem Schweinefleisch, einigen Eiern, einigen Schalotten und etwas gehackter Petersilie, salzt es und dünstet es in zerlassener Butter und einem Löffel Mehl unter beständigem Rühren gar, fügt einen

Eheelöffel aufgelösten Fleischextrakt hinzu und dämpft es noch einige Minuten. Man reicht das Haschis zu Kartoffelbrot und gibt Preiselbeeren-Kompott dazu. Man kann das Haschis auch, mit einem gehackten Hering vermischt, schichtweise mit geriebenen Kartoffeln in eine Form füllen, mit einer Tasse saurem Rahm übergießen und eine halbe Stunde backen. Als Girlage in Suppen streicht man das Haschis auf viereckige Stücke Nudelteig, die man in Schmalz ausbäckt. Auch kann man das Haschis ohne Eier und frisches Fleisch, mit frischer Fleischbrühe aufkochen, die Suppe mit Eidottern abrühren und über gerösteten Brotschnitten anrichten.

„Bettelmann“. Einen gehäuften Teller voll geriebenes Schwarzbrot röstet man mit Butter gut durch, leert es in einen Weidling, gibt Zucker, geriebene Zitronenschale, Zimt, zwei gestoßene Gewürznelken und $\frac{1}{10}$ Liter roten Wein darauf, rührt es gut um und läßt es etwas ziehen. Nach einer Viertelstunde schlägt man zwei bis drei Eidotter in die Mischung, richtet sie auf einem gut gebutterten Backteller bergartig auf und bäckt sie bei Mittelhitze, doch muß sie leicht bleiben. Unterdessen schlägt man aus drei oder mehr Eiern klar festen Schnee, vermengt ihn mit Vanillezucker, zieht die Speise aus dem Rohr, bestreicht sie rasch mit Marillen- oder Himbeersalse, häuft den Schnee darüber und schiebt sie für einige Minuten ins heiße Rohr zurück, damit der Schnee außen steif wird. Wer will, kann das Koch mit eingesottene Früchten unterlegen oder statt Brot Pumpernickel zur Bereitung nehmen. Im letzteren Falle darf man nur wenig oder gar nicht würzen.

Humoristisches.

Immer zerstreut. Jose: „Herr Professor, der Hausarzt ist da. Soll ich ihn vorlassen?“ — Professor: „Nein, nein, sagen Sie ihm, er möge mich entschuldigen, ich sei nicht ganz wohl heute.“

Ein Wort zur Güte. Landrichter: „Seien Sie gemüthlich, Angeklagter Huber, und machen Sie uns nicht so viel Schreberien. Altuar, schenken Sie dem Angeklagten mal einen Schnaps ein!“

Aus der Schule. Lehrer: „Es gibt verschiedene Arten von Stiftungen, z. B. Waisenhausstiftung, Blindeninstituts-Stiftung, Krankenhaus-Stiftung u. c. Kann mir einer von euch noch eine nennen?“ — Schüler: „Brandstiftung.“

Allerlei Grafen. Heiratsagent: „Da hätte ich zunächst einen jungen Mann, der ist ein Photograph; dann hätte ich noch einen, der ist ein Vitograph, und endlich könnte ich Ihnen einen Witwer empfehlen, der ist Kalligraph.“ Fräulein: „Haben Sie denn gar keinen Grafen ohne Photo, Litho und Kali?“

Ausreden lassen. Kleinhändler: „Nun, wie waren Sie mit dem Ueberzieher zufrieden?“ — Kunde: „Alle meine Jungen haben ihn nach mir getragen.“ — Händler: „Na, sehen Sie wohl.“ — Kunde: „Ja, — nach jedem Regen mußte ihn nämlich der nächst Kleinere anziehen!“

Aus dem Gerichtssaal. Vorsitzender fragt einen Zeugen, um seine Personalien festzustellen. „Wie heißen Sie?“ — Zeuge: „Friedrich Nadle.“ — Vorsitzender: „Ihr Alter?“ — „Recht noch so.“

Nichtig gestellt. „Also der gute Meier ist krank?“ — „Allerdings, Erzellens, nach dem Genuß von unreifem Obst in Halle an der Ruhr erkrankt.“ — „Sie irren, mein Vetter, Halle liegt an der Saale.“

Modern. A.: „Unglücklich sind Sie verheiratet?“ — B.: „Vetder!“ — A.: „Wo haben Sie denn Ihre Frau kennen gelernt?“ — B.: „Ja, wenn ich sie kennen gelernt hätte, dann hätte ich sie eben nicht geheiratet!“

Der Prügelknabe. Frau (zur Freundin, die erst seit kurzem verheiratet ist): „Ja, warum schlägst Du denn den Hund?“ — Freundin: „Ach, mein Mann hat das Essen stehen lassen, und das Luder frißt es nun auch nicht!“

Auch ein Wunsch. Staatsanwalt: „Haben Sie noch einen letzten Wunsch?“ — Delinquent: „Ja! ich wünsche, Sie wären an meiner Stelle, Herr Staatsanwalt!“

Ein Glück. Stubenmädchen (das durch ungeschickte Bewegung mit dem Staubwedel ein Gemälde durchstoßen hat): „Noch 'n Glück, daß es nicht in 'ne Fenster Scheibe gegangen ist.“

Knacknüsse.

Palindrom.

Mein Geschäft und mein Verlangen
Ist, zu binden, zu umfassen.
Meiner nötig ist der Reiter
Und der Sattler und so weiter

Rehrt mich um, so wirft mich fliehen,
Sonst wird Dir nur Nachteil blühen.
Immer launst mich doch nicht meiden,
Merkt es nicht, und mir macht's Freuden.

Buchstaben-Rätsel.

Ein Metall ist's Erste, glänzend, weiß,
Und verdient vor manchen wohl den Preis;
Dennoch würde es gar niemand wagen,
Mit demselben Zweite abzutragen.

Für die richtige Lösung dieser Rätsel werden 3 Gaben ausgesetzt; unter den Einsendern richtiger Lösungen entscheidet das Los. Die Namen jener, denen ein Rätselpreis zufällt, sowie die Titel der Büchergaben werden in der zweitnächsten Nummer veröffentlicht. Bei der Verlosung kommen nur Abonnenten unserer Zeitschrift inbetracht.

Auflösung der Knacknüsse aus dem Heft Nr. 2:

I. Welf, Welf. — II. Zoll.

Richtige Auflösungen bei der Knacknüsse sandten ein die Damen: Marie Roscher-Kath, Anna

v. Zedersfeld, **Martha Hofner**, stud. paed. II., **Jans Oberintal**; ferner die Herren: Alfons Videssott, Leo Rottensteiner, Andreas Vogl, **Heinrich Hüner**, Schüler der IV. Klasse in **Reichenau bei Gablunz**, Urban Drapl, Mesner, Bius Obernhuber, **Lorenz Toisl**, Seminarist, **Oberhollabrunn**, Niederösterreich.

Je eine richtige Auflösung ging uns zu (die meisten irtümlichen Auflösungen lauteten auf „Dünstein“, bezw. „Elle“, „Maß“ u. c.) von den Damen: Comtesse Schaffgotsch, Amalie Schally, Mater M. Wenzeslaj; ferner von den Herren: Stefan Telfer, Adolf Hammerle, Erhard Zechner, Ferd. Höffeter, Alois Siegl, Ernest Schinzel, Lambert Leder, Andreas Ubl, Rafael Scholz, Fr. Hilpert, Josef Schönbaß, Josef Birklbauer, Leopold Hamberger, G. Umstätter.

Eine verspätete richtige Auflösung ging uns zu von Fr. Leopoldine Maier, Lehrerin in Wien.

Die Namen derjenigen, denen durch das Los ein Rätselpreis zufiel, sind durch fetter Lettern kenntlich gemacht. Als Preise wurden versendet: 1 Exemplar **„Habsburgs Herrscherfrauen.“** Für Oesterreichs Jugend. Von Hermine Proschko (eleg. gebunden); 1 Exempl. **„Lebensfreude.“** Sprüche und Gedichte (eleg. gebunden); 1 Exempl. **„Vom ewigen Eise bis zum ewigen Sommer.“** Von Dr. Rob. Klimsch (reich illustriert).



Billige böhmische Bettfedern

5 Kilo neue, gute, geschlossene, staubfreie, Kronen 9-60, 5 Kilo bessere K 12-—, 5 Kilo weisse, daunenweiche, geschlossene K 18-—; 24-—; 5 Kilo schneeweisse, daunenweiche, geschlossene K 30-—, K 36-—; 5 Kilo Halbsaunen K 12-—, K 14-40, K 18-—; 5 Kilo schneeweisse daunenweiche, ungeschlossene K 24-—, K 30-—, Daunen (Flaum) grau à K 3-60, weisse à K 4-80, schneeweisse à K 6-—, K 6-60 per halbes Kilo.
Versand franko per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme gegen Portovergütung gestattet. Bei Bestellungen bitte um genaue Adresse.

Benedikt Sachsel, Lobes 221,
Post Pilsen, Böhmen.



Beste Bezugsquelle

für anerkannt erstklassige

Photograph. Apparate

und Bedarfsartikel.

Projektions-Apparate

u. Bilder für
Schulen,
Vereine etc.

(Bilder u. Vorträge auch leihweise.)

Günstige Zahlungsbedingungen.

J. Sengsbratl, WIEN VII., Mariahilferstrasse 74B.

Neuer Katalog Nr. 43 gratis.

Bücher und
Musikalien

reichste Auswahl, empfiehlt

Ambr. Opitz,

Buchhandlung, Warnsdorf.

Architektur-Bureau

Anton Möller, Stadtbaumeister, Warnsdorf,

empfiehlt sich zur Ausarbeitung von Projektierungen für Hoch- und Tiefbauten, insbesondere öffentliche Bauten, als: Kirchen, Schulen, Kranken- und Siechenhäuser, Badeanstalten, Schlachthof- und Kühlanlagen, sowie Schätzungen, Gutachten, Ueberprüfung von Kostenvoranschlägen und Bauabrechnungen.

Ausgeführte Aufträge für viele Städte, z. B.: Gotische Kirche Warnsdorf, Projekt für Kirchen in Teichstätt, Nassengrub b. Asch, Rubenitz (Mähren), Petoci b. Mostar (Herzogowina), Staatsrealschule, 3 zwölfklassige Volksschulen in Warnsdorf, Bürgerschulen für Oberrosental u. Zwickau i. B., Sparkassa Schluckenau, Augenheilanstalt, Siechenhaus u. Schlachthofanlage für Warnsdorf, Schlachthofanlagen für Leipa, Bensen, Gablonz, Tannwald, Morchenstern, M.-Ostrau, Neugersdorf i. Sachs., Graulitz u. s. w.
Architektonische Arbeiten für die Ameisbachbrücke Wien, XIII.

Verlobungs- und
Vermählungs-Anzeigen

liefert in geschmackvoller
Ausführung
die ::

Buchdruckerei Ambr. Opitz, Warnsdorf.

für Stadt und Land
1911
Osterrheinischer Jahreskalender

Reich illustriert.

Preis 80 h brosch., 1 Krone gebunden.

Verlag Ambr. Opitz, Warnsdorf.

170 Seiten Text.

Schluckenauer Sparkasse

Zentrale Schluckenau.
Giro-Konto
bei der österr.-ung. Bank.

Gegründet 1862
unter Garantie der Stadt
Schluckenau.

Filliale Alt-Ehrenberg.
Telephon Nr. 12.

Nebenstelle der Oesterreichisch-Ungarischen Bank.

Verwaltungskapital über K 34,000.000. — Reserven über K 1,500.000.
Spareinlagen in Kronenwährung bei Tagesverzinsung und rentensteuerfrei

Wechsel-Eskompte.
Vorschub-Darlehen.

4%

Hypothekar-Darlehen.
Gemeinde-Darlehen.

Auswärtige Einleger erhalten gegen Bestellung Postsparkassaaerlagscheine zur kostenfreien Einzahlung von Einlagen franko zugesendet.

Mark-Abteilung.

Annahme von Einlagen in Deutscher Reichswährung zu 4% bei Tagesverzinsung rentensteuerfrei.

Kulanteste Verwechslung und Ueberweisung von Reichsmark.
Ausgabe von Heimsparkassenbüchern. — Scheckverkehr.

Amtssstunden für den Parteienverkehr:

In der Zentrale Schluckenau und in der Filliale Alt-Ehrenberg an Wochentagen von 8 bis 12 Uhr mittags und von 2 bis 5 Uhr nachmittags, an Sonn- und Feiertagen mit Ausnahme der höchsten Fest- und Feiertage von 9 bis 11 Uhr vormittags.



Reste

von Herren- und Damenstoffen, welche sich im Verlauf der Saison angehäuft haben, gebe ich, so lange der Vorrat reicht, zu tief herabgesetzten Preisen ab. Lassen Sie sich diesen Gelegenheitskauf nicht entgehen und verlangen Sie mittels Korrespondenzkarte kostenlose Bemusterung.

Tuchversandhaus Franz Schmidt
Jägerndorf No. 107 (Oesterr.-Schlesien).

100 seltene Briefmarken
von China, Haiti, Kongo,
Korea, Kreta, Siam, Sudan
etc. etc. — alle versch. —
Garant. echt — Nur 2 M. Preis!
gratis. E. Hayn, Naumburg (Saale)

Gebetbüch für Jungfrau

Besonders sind folgende Texte
passend:

Mit ins Leben, Edelstein der Jungfräulichkeit, Jesus, die Krone der Jungfrauen, Philotea, Jesus an die Jungfrau.
Preise zwischen 2 und 5 K.
Vorrätig in der

Buchhandl. A. Opitz
Warnsdorf (Nordböhmen).

Soeben ist erschienen:

Karl May, Mein Leben und Streben (Selbstbiographie).

20 Bdg. in 8°.

Steif broschiert Mit. 2.50.

In allen besseren Buchhandlungen
vorrätig.

Beste böhmische Bezugsquelle!
Billige Bettfedern!



1 Kilo graue, gute, geschliffene, 2 K, bessere 2 K 40 h; prima halbweiße 2 K 80 h, weiße 4 K, weiße flaumige 5 K 10 h; 1 Kilo hochfeine, schneeweiße, geschliffene 6 K 40 h, 8 K; 1 Kilo Daunen (Flaum) graue 6 K, 7 K; weiße, feine 10 K; allerfeinster Brustflaum 12 K. Bei Abnahme von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten

aus dichtfüdigem rotem, blauem, weißem oder gelbem Nanting.

1 Tuchent, 180 cm lang, 120 cm breit, mit samt 2 Kopfkissen, jeder 80 cm lang, 60 cm breit, gefüllt mit neuen, grauen, sehr dauerhaften, flaumigen Bettfedern 16 K, Halbdaunen 20 K, Daunen 24 K. Einzelne Tuchente 10 K, 12 K, 14 K, 16 K. Kopfkissen 3 K, 3 K 50 h, 4 K. Tuchente 200 cm lang, 140 cm breit, 13 K, 14 K 70 h, 17 K 80 h, 21 K. Kopfkissen, 90 cm lang, 70 cm breit, 4 K 50 h, 5 K 20 h, 5 K 70 h. Unteruchente aus starkem, gestreiftem Gradl, 180 cm lang, 116 cm breit, 12 K 80 h, 14 K 80 h. — Versand gegen Nachnahme von 12 K an franko. Umtausch gestattet, für Nichtpassendes Geld retour.

Ausführliche Preisliste gratis und franko.

S. Benisch in Deschenitz Nr. 34, (Böhmen).

Stereoskop

Apparate
 Bilder
 Ansichten

Apparate offen und geschlossen von 4 Kronen aufwärts.

Ansichten. Format 18 : 9 cm. Preis per Stück 30 h. Abgabe einzeln und auch in reichhaltigen Serien.

Buchhandlung Ambr. Opitz, Warnsdorf.

Vertrieb für Lehrmittel.

Billige böhmische Bettfedern



5 Kilo neue, gute, geschlossene, staubreife, Kronen 9-60, 5 Kilo bessere K 12.—, 5 Kilo weiße, daunenweiche, geschlossene K 18.—, 24.—; 5 Kilo schneeweiße, daunenweiche, geschlossene K 30.—, K 36.—; 5 Kilo Halbdaunen K 12.—, K 14-40, K 18.—; 5 Kilo schneeweiße daunenweiche, ungeschlossene K 24.—, K 30.—, Daunen (Flaum) graue à K 3-60, weiße à K 4-80, schneeweiße à K 6.—, K 6-60 per halbes Kilo. Versand franko per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme gegen Portovorgütung gestattet. Bei Bestellungen bitte um genaue Adresse.

Benedikt Sachsels, Lobes 221,
 Post Pilsen, Böhmen.

Von der Broschüren-Sammlung
Volksaufklärung

(jede Nummer 32 bis 48 Seiten) sind jüngst erschienen:

- 180. Wertvolle Geständnisse sozialdemokratischer Führer. Von M. Stettinger.
- 181. Römlinge. Von M. Stettinger.
- 182/183. Christentum und Buddhismus. Von Guido Häfl.
- 184. Hässliche Mache. Von Kurt Ubeis.
- 185/186. Das große Wunder der Weltgeschichte. Von Franz Bach.
- 187. Christliche Moral und moderne Kultur. Von Dr. Ottomar Prohaska, Bischof von Stuhlweissenburg.
- 188. Der Antichrist Nietzsche. Von Franz Bach.
- 189. Alkoholismus und soziale Frage. Von Johannes Kapitzka, Barzer, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses.
- 190. Der Schaden der gemischten Ehen. Von P. Andreas Hamerle C. SS. R.
- 191. Ambros Opitz. Ein Streiter für Wahrheit, Freiheit und Recht. Von Josef Würter.
- 192. Die katholische Kirche, die mächtigste Förderin wahrer Kultur. Von Prof. Dr. phil. Schirp.
- 193. Die Menschenfurcht. Ihre Schuld, ihre Ursachen und ihr Glück. Von Joh. Müller.
- 194. Mächten im öffentlichen Leben. Von M. Stettinger.
- 195. Die Sozialdemokratie unter jüdischem Joch. Von M. Stettinger.

In einigen Wochen werden erscheinen:

- 196/197. Zwei schlichte Ordensmänner (Don Bosco und Don Auro).
- 198. Die katholische Kirche und die Reichte. Von P. Andreas Hamerle.
- 199. Die treibenden Kräfte der Revolution. Von M. Stettinger.

Alle bisher erschienenen Nummern sind noch komplett (à 10 h) erhältlich. — Bestellungen auf die bereits erschienenen Nummern sind zu richten an die

Buchhandlung J. Opitz,
 Warnsdorf.

Kommunion- und

Stimmungs- Bücher

in größter Auswahl empfiehlt
Ambr. Opitz,
 Buchhandlung,
 Warnsdorf, Nordböhmen.

Schluckenauer Sparkasse

Zentrale Schluckenau.
Giro-Konto
bel der österr.-ung. Bank.

Gegründet 1862
unter Garantie der Stadt
Schluckenau.

Filliale Alt-Ehrenberg.
Telephon Nr. 12.

Nebenstelle der Oesterreichisch-Ungarischen Bank.

Verwaltungskapital über K 34.000.000. — Reserven über K 1.500.000.
Spareinlagen in Kronenwährung bei Tagesverzinsung und rentensteuerfrei

Wechsel-Eskompte.
Vorschuß-Darlehen.

4%

Hypothekar-Darlehen.
Gemeinde-Darlehen.

Ruswärtige Einleger erhalten gegen Bestellung Postsparkassaaerlagscheine
zur kostenfreien Einzahlung von Einlagen franko zugesendet.

Mark-Abteilung.

Annahme von Einlagen in Deutscher Reichswährung zu 4%, bei Tages-
verzinsung rentensteuerfrei.

Kulanteste Verwechslung und Ueberweisung von Reichsmark.
Ausgabe von Helmsparkassenbüchsen. — Scheckverkehr.

Amtsstunden für den Parteienverkehr:

In der Zentrale Schluckenau und in der Filliale Alt-Ehrenberg an Wochentagen
8 bis 12 Uhr mittags und von 2 bis 5 Uhr nachmittags, an Sonn- und Ferialagen
mit Ausnahme der höchsten Fest- und Ferialage von 9 bis 11 Uhr vormittags.

Programme

für Konzerte usw. usw.,
liefert prompt die
Buchdruckerei A. Opitz,
Warnsdorf.

100 seltene Briefmarken
von China, Haiti, Kongo,
Korea, Kreta, Siam, Sudaan
etc. etc. — alle versch.
Garant. echt — Nur 2 M. Preis!
gratis. E. Hays, Naumburg (Saale)



Verlobungs- und ◻◻◻
Vermählungsanzeigen
Visitenkarten ◻◻◻◻◻◻◻◻◻◻
Trauerkarten ◻◻◻◻◻◻◻◻◻◻
Dankkarten ◻◻◻◻◻◻◻◻◻◻

liefert rasch und billig die

Buchdruckerei Ambr. Opitz,
Warnsdorf.

Muster stehen auf Wunsch zu Diensten

Das Liebesmahl des Herrn,

von Jesuitenpater V. Soengen,
mit 42 ausführlichen Kom-
munionandachten, besonders
empfohlen auf dem Eucharistischen
Kongreß in Köln, erlebte in
1 1/2 Jahren 8 große Auflagen,
ein Zeichen, daß es wirklich ein
ganz vorzügliches u. gediegenes
Beicht- und Kommunionbuch ist.
Es kostet in Feindruckausgabe
geb. K 2,10, 2,65, 3,50 und
teurer, in Grobdruckausgabe geb.
K 2,40, 4,00, 4,75 und teurer
und ist in allen Buchhandlungen
erhältlich.

Verlag Dufour & Werker,
Revelacqz Rh.